

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro 11.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

November 1887.

Inhalt: Borneo. (Fortsetzung.) — Der Kongo einst und jetzt. (Fortsetzung und Schluß.) — Indische Baubemerkungen. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China; Vorderindien; Südamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Der Gefangene des Korsaren. (Schluß.)

Borneo.

(Fortsetzung.)

Christianisierung.

In der vorigen Nummer haben wir eine gebrängte Beschreibung der großen indischen Insel, ihrer Bodenverhältnisse, Erzeugnisse, ihrer Pflanzen- und Thierwelt und zuletzt ihrer Bewohner, dem Leser der „Katholischen Missionen“ vor Augen geführt. Jetzt kommen wir zur Hauptsache: zu den Versuchen, die gemacht wurden, auch in diese entlegenen Striche das Licht und den Frieden des Evangeliums hineinzutragen.

Aus der ersten Zeit nach der Entdeckung von Borneo fließen die Nachrichten über dortige Missionsarbeiten nur spärlich. Nach Gottes unerforschlichen Plänen sollte es unserer Zeit vorbehalten sein, das große Werk der Christianisierung der wilden Inselbewohner thatkräftig und erfolgreich anzugreifen. Der gewaltige Gnadenstrom, der sich mit der Wirksamkeit des großen hl. Franz Xaver und seiner heldenmuthigen Nachfolger über die früher ungenannte Welt Vorder- und Hinterindiens bis hinauf nach Japan ergoß, dieser Gnadenstrom trieb seine heilbringenden Wellen nicht bis zur Inselkönigin des Ostens, und durch Jahrhunderte blieben ihre einsamen Gestade ausgeschlossen von den Segnungen des Erlösungstodes Christi und gefüllt in die Nacht des Heidenthums und seiner grauenhaften Gebräuche.

Der erste Glaubensbote, der Borneo betrat, dürfte der Theatinerpater Bentimiglia gewesen sein. Ausgesandt von Innocenz XI., landete der muthige Missionär nach unsäglichen Schwierigkeiten in Bandsermain, einer damals portugiesischen

Niederlassung an der Südküste der Insel. Ob und wie es ihm gelang, das Samenkörnlein des Glaubens auszustreuen, wann und wo er sein opferreiches Leben beschloß, über all dies fehlt uns jede sichere Nachricht. Nur eine alte Ueberlieferung berichtet, daß der fromme Priester das ganze Land unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau Maria, des hl. Michael und des hl. Cajetan (des Gründers des Theatinerordens) gestellt habe, und daß mannigfache Wunder sein Wirken begleiteten.

Zwei Jahrhunderte verflossen seit diesem ersten Versuch. Die Portugiesen waren aus ihrem Besitz verdrängt worden, und die neuen Herren der Insel, die Holländer, verhinderten jede katholische Missionsthätigkeit. So kam das Jahr 1857 heran und der zweite katholische Priester betrat das unerforschte Land. Es war dies der Spanier Don Quarteron. Bis zum Jahr 1850 war dieser merkwürdige Mann Flaggenreisende eines spanischen Linienschiffes, welches zu dem Philippinengeschwader gehörte. Auf einer seiner Fahrten durch das Chinesische Meer stieß er auf ein gesunkenes, mit großen Schätzen beladenes Fahrzeug. Gewissenhaft berichtete er über den Fund an die Behörden in Hongkong, und es geschahen die nöthigen Schritte, um die Eigenthümer ausfindig zu machen. Während dieser Zeit gerieth Don Quarteron mit seiner Fregatte in große Gefahr und machte in derselben das Gelübde, im Falle der Errettung Missionär zu werden und den Antheil an den gefundenen Schätzen, der ihm vielleicht zugesprochen würde, zum Loskauf von Christensklaven zu verwenden. Für die gefundenen Schätze

meldete sich kein Eigenthümer, und so wurde der größte Theil derselben dem wadern Flaggencapitän ausgehändigt.

Vierzig Jahre zählte Don Quarteron, als diese Reichthümer ihm zufließen; doch treu seinem Gelübde nahm er seinen Abschied und trat in das Collegium der Propaganda, um sich dort durch Studium und Gebet auf die Missionsthätigkeit vorzubereiten. Mehrere Jahre verfloßen, bis der gereifte Mann die heilige Priesterweihe empfing und damit vollständig ausgerüstet dastand für seine apostolischen Arbeiten. Seine Oberen mußten großes Vertrauen in ihn gesetzt haben; denn kaum zum Priesterthum erhoben, wurde er auch zum apostolischen Präfecten von Labuan und Nordborneo ernannt. Mit einer kleinen Zahl tüchtiger Priester machte er sich auf den Weg, um sein Arbeitsfeld aufzusuchen, und erreichte gegen Ende des Jahres 1857 die kleine Insel Labuan, an der Nordwestküste Borneo's. Dort ließ er einige seiner Gefährten, während die Mehrzahl derselben sich nach Brunei, Gaza und überhaupt auf das eigentliche Borneo begab. Zwar wurden an allen diesen Orten Kirchen und Schulen errichtet, und an opferwilliger Anstrengung ließen es die Missionäre nicht fehlen; allein kein Erfolg stellte sich ein. Der Tod lichte ihre Reihen, Krankheiten zwangen sie zur Rückkehr nach Europa, und gegen Ende der sechziger Jahre finden wir nur noch den Apostolischen Präfecten, Don Quarteron, treu und muthig auf seinem Posten aussharren. Doch was vermochte er allein? Noch zehn weitere Jahre verlebte der greise Priester in seinem Missionsgebiet; da aber von einer Thätigkeit keine Rede mehr sein konnte, so trat auch er im Jahre 1879 die Rückreise nach Rom an; von dort begab er sich in sein Heimatland Spanien, woselbst er nach kurzer Zeit starb.

Übermals war ein Versuch gescheitert, Borneo dem Christenthum zu erschließen. War es der letzte? Nein. Unser Heiliger Vater Leo XIII., der würdige Nachfolger eines Innocenz XI., vergaß über der Sorge für die schwer bedrängte europäische Christenheit die entlegensten und verlassensten Theile des ihm anvertrauten Erdkreises keineswegs. Er erhob seine Stimme für die in der Nacht des Heidenthums herumirrenden Borneaner, und der Ruf des Statthalters Christi verhallte nicht vergebens. Opfermuthige Männer stellten sich dem obersten Hirten zur Verfügung, er sprach das entscheidende Wort, und aufs neue war die Mission von Borneo ins Leben gerufen.

Es war am 11. April 1881, als sich zu Mill-Hill bei London drei jugendliche Missionäre aus der St.-Josephs-Gesellschaft für auswärtige Missionen anschickten, dem Geheiß ihres Generalobern zu folgen und in das ihnen angewiesene Gebiet abzureisen. In Singapore sollten sie mit dem neuernannten Apostolischen Präfecten von Nordborneo, dem hochw. Herrn Thomas Jackson aus derselben Genossenschaft, der unsern Lesern durch einen Bericht aus dem Feldzuge in Afghanistan bekannt ist¹, zusammentreffen, einige Zeit auf die Erlernung der malayischen Sprache verwenden und sodann nach der großen Insel übersehen. In raschem Flug ging die Reise der drei Priester durch Frankreich nach Rom, um dort den Segen des Heiligen Vaters zu erlangen. Am Ostermontag empfing sie Leo XIII. in einer Privataudienz, welche uns einer von ihnen, der hochw. Herr Dunn, also beschreibt: „Während wir vor dem Papste knieten, legte er einem jeden von uns seine hohenpriesterlichen Hände auf und ersuchte den Segen Gottes auf uns herab. Dann er-

mahnte er uns zu vielem Gebet, um Starkmuth und Vertrauen für unsere mühevollen Aufgabe zu erlangen, und gab uns den hl. Franz Xaver als besondern Patron. Darauf segnete er noch unsere Kreuze und entließ uns, ausgerüstet mit dem Aller-nothwendigsten, nämlich mit der göttlichen Sendung. Noch am nämlichen Abend fuhren wir nach Neapel und verließen am Tage darauf auf dem französischen Dampfer 'Trawaby' den europäischen Continent.“

In Singapore trafen sie der Verabredung gemäß mit dem apostolischen Präfecten zusammen, und nach einem längern Aufenthalt daselbst landeten sie am 11. Juli desselben Jahres in Kuching, der Hauptstadt des Sultanats von Sarawak, an der Nordwestküste von Borneo. Unsern Lesern wird aus der vorigen Nummer der „Missionen“ noch in Erinnerung sein, daß der Sultan dieses Gebietes der Engländer Jakob Brook ist. Derselbe nahm die Missionäre freundlich auf und wies ihnen 15 Morgen Land in der Nähe der Hauptstadt zur Gründung einer Niederlassung an. Rasch erhob sich auf dieser Besingung ein Haus, enthaltend Kapelle, Schule und Wohnräume. Da P. Jackson sah, daß in Kuching außer den eingeborenen Dajaks auch noch weit über 10 000 Chinesen wohnten, so bestimmte er gleich einen seiner Gefährten für die chinesische Sprache; er selbst begann mit dem zweiten Priester eine Rundreise in dem Gebiet, während er den dritten Missionär den Nyangstrom hinauf zu den sogen. See-Dajaks sandte. Hören wir, wie der apostolische Präfect sich in seinem ersten Briefe über die Aussichten für die Zukunft ausdrückt:

„Hier ist noch auf viele Jahre hinaus Platz und Arbeit für alle Missionäre, die aus Mill-Hill hervorgehen werden. Die Mehrzahl der Bevölkerung, soweit ich darüber zu urtheilen vermag, scheint für die Annahme der Religion günstig gestimmt. Verschaffen Sie mir nur die Mittel zum Unterhalt, und ich bin mit Freuden bereit, alle Priester anzunehmen, die Sie mir schicken können. . . Tausende von Chinesen und Tausende von Dajaks sind hier in der allernächsten Umgebung von Kuching; aber es ist niemand da, sie über unsern Herrn und Heiland und seine Kirche zu belehren. Ich hätte gute Lust, eine Fahne zu entfalten mit der Aufschrift: 'Zukomme uns dein Reich', und darunter: 'Schickt uns Missionäre und Almosen'. Diese Fahne würde ich so hoch halten, daß sie von unserer ganzen Genossenschaft und all den guten Freunden in der Heimat gesehen werden könnte.“

Das sind die bescheidenen Anfänge und der erste Bericht, unmittelbar nach der Ankunft auf Borneo, im Juli 1881. Schon im October desselben Jahres finden wir die muthigen Arbeiter in voller Thätigkeit. Der hochw. P. Dunn, der zu den See-Dajaks gefandt worden war, schickte unter dem 24. October folgenden interessanten Bericht an seinen Obern zu Mill-Hill:

„Gewiß wird es Ihnen lieb sein, etwas über den Empfang zu vernehmen, der mir bei meiner ersten Ankunft unter den Dajaks zu theil wurde. Das Boot, welches mich den Fluß aufwärts zu ihnen brachte, war ein ausgehöhlter Baumstamm, 40 Fuß lang und 5 Fuß breit; 12 Malaien trieben ihn vorwärts mit kleinen hölzernen Rudern. Außer einem jungen Chinesen, meinem Dolmetscher, begleitete mich Herr Mow, der Schatzmeister des Sultans, von diesem beauftragt, mich bei dem Häuptling der See-Dajaks einzuführen. Nach 24stündiger Fahrt langten wir an der Mündung des Surey an, eines Nebenflusses des Nyang; eine bis zwei Stunden ging es noch strom-

¹ Jahrgang 1880, S. 254.

aufwärts, dann wurde gefandelt. Wir verließen alle das Boot, und jetzt begann ein höchst schwieriger Marsch durch Dschungel-Dickicht. Der Weg führte über schwammigen Grund und bestand aus Baumstämmen jeder Größe und Dicke, die über den Schlamm gelegt waren. Das Gehen über diese Stämme, die sehr schlüpferig sind, ist nicht gerade leicht, zumal wenn man zur selben Zeit balanciren und den Schirm aufgespannt halten muß zum Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Dazu kommt, daß dichtes Schlinggewächs sich über den „Weg“ gelagert hat und die Baumstämme mit hohem Gras überwachsen sind, so daß man die Richtung des hölzernen Pfades nicht mit den Augen sehen, sondern mit den Füßen herausfühlen muß. Und bei alledem die Gewißheit, daß jeder falsche Tritt uns kopfüber in den starrenden Schmutz und flüssigen Schlamm stürzen wird. . . . Endlich langten wir bei der Dajak-Wohnung an und waren froh, uns auf den reinlichen Matten niederlassen zu können.

Der Name des Häuptlings, dem ich vorgestellt wurde, ist Api-Eibi. Er ist etwa 50 Jahre alt, kräftig gebaut, mit einem klugen Gesichtsausdruck. Seine Tracht bestand aus ein Paar Hosen, keineswegs das wenigstens bemerkenswerthe Kleidungsstück an ihm, da nur sehr wenige Dajaks dergleichen tragen. Sehr aufmerksam hörte er auf die Worte des Herrn Now, mit welchen mich dieser einführte, und obwohl er von dem Inhalt nicht viel zu begreifen schien, so drückte er doch seine Zufriedenheit über mein Kommen mit einem kräftigen Händedruck aus. Darauf kehrte Herr Now wieder um, und so war ich denn allein mit meinen Dajaks; d. h. allein nur dem äußern Anschein nach, da ich wohl nie in besserer Gesellschaft mich befunden, nämlich der Gesellschaft Gottes und seiner Heiligen, der besten Freunde eines Missionärs. Ich bat den Häuptling um die Errichtung eines kleinen Hauses aus Bambusrohr und Palmblättern, doch er sagte, für die nächsten Wochen sei dies wegen der Reisernte nicht möglich. So bot er mir für die Zwischenzeit einen Theil seiner eigenen Wohnung an und trennte demgemäß den ‚Ehrenplatz‘ in der großen Hütte von dem übrigen Raum durch Zwischenwände ab. Da saß ich denn jetzt am ‚Ehrenplatz‘, d. h. unter ganzen Bündeln von Menschenschädeln, die vom Rauch geschwärzt von der Decke herabhängen. Mein Zimmer hat ungefähr 10 Fuß im Geviert, mit meiner großen Kiste als Tisch und Stuhl zugleich. Neugierige Dajaks kommen fortwährend zu mir herein und beobachten all mein Thun mit der größten Aufmerksamkeit. Des Abends gehe ich gewöhnlich zu ihnen, und dann setzen sie sich in weitem Kreis um mich herum, während ich selbst, mit Hilfe des Dolmetschers, die Wunder Europa's ihnen beschreibe und Antwort gebe auf die vielen Fragen, die sie stellen. Letztlich zeigte ich ihnen zwei große bunte Bilder vom göttlichen Herzen und vom Heiligen Vater. Beide, besonders aber ersteres, machte auf sie großen Eindruck. Ich erklärte ihnen, daß das Herz auf der Brust des Herrn — den sie Tuhan Isa nennen — ein Zeichen seiner großen Liebe zu allen Menschen sei. Der Häuptling Api-Eibi betrachtete das Bild lange Zeit; dann gab er es mir zurück und sagte: „Hättest du mir das gezeigt, bevor ich meinen Reis gegessen hatte, würde ich ihn nicht haben essen können.“ Ein freilich merkwürdiger, aber im Munde eines Dajak sehr bezeichnender Ausdruck. Beim Unterricht in den Geheimnissen unserer heiligen Religion scheint mir der Gebrauch von Bildern sehr nützlich, wenn nicht nothwendig. Hoffentlich schicken Sie mir eine große Zahl solcher Bilder aus dem Alten und Neuen Testament u. s. w.; je größer und je farbiger sie sind, um so besser ist es.

Noch habe ich nichts berichtet über die Leiden und Entbehrungen, die einen Missionär unter den Dajaks erwarten, aber sie fehlen nicht.

Unter dem Hause der Dajaks ist der Schweinestall und Hühnerhof angebracht, und von dort her steigen fortwährend die unangenehmsten Düfte in die Höhe. Der Lärm, den Hühner, Schweine, Hunde und — kleine Kinder Tag und Nacht vollführen, ist geradezu betäubend. Ein Hauptvergnügen der kleinen Dajaks ist das Braten von Schlangen, Krabben und ähnlichen Thieren, wodurch natürlich die ganze Hütte mit Rauch erfüllt wird. Am zehnten Tage nach meiner Ankunft wurde ich krank, und da jede Möglichkeit zur Pflege und alle entsprechende Nahrung fehlte, mußte ich viel leiden. Zehn Tage dauerte dieser Zustand; endlich wurde ich durch den Beistand eines Capitäns, dessen Schiff in Ryang vor Anker lag, von dem Uebel befreit. Das Elend, in welches die Dajaks oft durch Krankheit gerathen, ist wahrhaft schrecklich; Arzneimittel kennen sie nicht; ja ihr Aberglaube verbietet ihnen sogar, solche zu benutzen. Sie glauben nämlich, daß alle Leiden von den Hantoo's oder bösen Geistern herrühren, und die einzigen Mittel gegen diese Geister sind gewisse Einschnitte im Körper oder ein heillosen Lärm, den man rings um den Kranken macht, um den Hantoo zu vertreiben.“

Fügen wir hier gleich die Beschreibung des Hauses bei, welches die Dajaks nach der Reisernte ihrem Missionär, den sie Tuhan nennen, bauten. P. Dunn gibt in einem spätern Briefe von dieser Wohnung folgende Schilderung: „Das Haus ist aus zusammengefügten Palmblättern gebaut; seine Länge beträgt 32 Fuß, die Breite 16 Fuß. Es ruht 8 Fuß hoch über der Erde auf Pfählen. Sieben Mann haben an demselben fast drei Wochen gearbeitet. Das nahe gelegene Dickicht lieferte alles Material. Nägel wurden nicht verwendet, sondern alle Pfosten und Balken sind mit Rotan zusammengebunden, einer Seilart aus gefasertem Bambusrohr. Die ganze Einrichtung besteht aus zwei Stühlen, einer Strohmatten als Bett und einigen wenigen Küchengeräthschaften. Eingetheilt ist das Ganze in zwei große Räume: in dem einen ist die Schule; der andere, in dem ich wohne, ist wieder in drei Theile getheilt: Kapelle, Wohnzimmer und Schlafzimmer. Diese Kapelle ist aber so arm, daß sie recht zur Jahreszeit paßt (der Brief wurde am Weihnachten 1881 geschrieben): sie ist eine wahre Krippe, in welche das göttliche Kind herabsteigt.“ Ueber die angehende Schule erhalten wir aus demselben Brief den ersten ausführlichsten Bericht, der zu gleicher Zeit die großen Schwierigkeiten hervorhebt, welche dem Unterricht entgegenstehen: „Und jetzt werden Sie fragen, wie sieht es denn mit der Schule aus? Wie alles andere, so ist auch sie sehr, sehr ärmlich und verdient kaum den Namen einer Schule. Nach vielen erfolglosen Bemühungen ist es mir endlich gelungen, sieben junge Dajaks zum regelmäßigen Besuch der Schule zu bewegen. Täglich ungefähr anderthalb Stunden ist aber alles, was ich bei ihnen erreichen kann. Gegenwärtig lernen sie nur lesen und schreiben in ihrer eigenen Sprache; doch so Gott will, können wir bald mit dem Katechismus beginnen. Hier entsteht aber gleich eine große Schwierigkeit: der Katechismus und überhaupt alle Gebete müssen noch erst in die Dajaksprache übersetzt werden. Die Armuth dieser Sprache ist ein weiteres Hinderniß, welches schwer zu überwinden sein wird. Für höhere Begriffe fehlen eben die Ausdrücke, so daß wir gezwungen sein werden, einen ausgiebigen Gebrauch vom Malayischen zu machen, und natürlicherweise

müssen dann die Dajaks erst wieder diese Sprache lernen. Gerade deshalb betonte ich in meinem letzten Brief den Nutzen von Bildern so sehr. Auch die Gewohnheit der Dajaks alle sechs oder acht Jahre die Wohnsitze zu wechseln und in andere Gegenden zu ziehen, bildet für die regelmässige Unterweisung der Kinder ein sehr großes Hinderniß; dazu kommt, daß die einzelnen Häuser, deren jedes 50—150 Bewohner zählt, sehr zerstreut auseinander liegen, und wie die Wege hier beschaffen sind, habe ich in einem früheren Briefe beschrieben. Vor einiger Zeit versuchte ich barfuß zu gehen, weil der nackte Fuß sicherer auf den schlüpfrigen Baumstämmen auftritt; allein sehr bald waren meine Füße derartig durch Dornen und Splitter verwundet und begannen so anzuschwellen, daß ich drei Wochen das Zimmer hüten mußte, und jetzt wieder mich der Schuhe bediene, trotz der größern Gefahr des Ausgleitens.

„Was die geistige Begabung der Dajaks angeht, so ist dieselbe freilich nicht groß, aber in allem übrigen scheinen sie mir außerordentlich geeignet, das Christenthum anzunehmen. Zunächst ist unter ihnen keine falsche Religion zu zerstören; denn was sie an ‚Religion‘ besitzen, ist nichts als die allgemeine Vorstellung eines höchsten Wesens und große Furcht vor allen möglichen bösen Geistern. Ferner ist ihr häusliches Leben wahrhaft patriarchalisch. Ohne Zweifel werden auch die Dajaks ihre Laster haben; allein bis jetzt habe ich noch so wenig Lasterhaftes gesehen, daß ich wirklich nicht sagen kann, welches ihre Laster sind. Weiber wie Männer sind sehr arbeitsam und von der äußersten Nüchternheit. Zwei Mahlzeiten im Tag ist alles und bei denselben wird nur Reis, ein wenig Gemüse und je nach dem Ergebnis der Jagd Fische oder Wildpret gegessen. Ihr einziges Getränk ist Wasser. Nur einmal im Jahr beim Erntefest brauen sie aus Reis ein berauschendes Getränk. Dasselbe heißt Tuak und wird bei dieser Gelegenheit allerdings in großer Menge getrunken. Ehrlichkeit steht bei ihnen sehr hoch und von Diebstählen hört man fast nie. Auch ihre Sittlichkeit ist gut, viel besser, als man es unter den Malaien gewohnt ist. Doppellehen werden schwer bestraft, desgleichen jede eheliche Untreue; selbst auf Streitigkeiten und Schimpfworte haben sie eine Geldbuße gesetzt. Ihr Verlangen nach Unterricht ist groß, und ein treues Gedächtniß unterstützt ihren guten Willen.“

Nicht ganz so günstig, wie diese Berichte über die See-Dajaks, lauten die Nachrichten des P. Killy über den Stamm der Dufans im äußersten Norden der Insel. Zumal was das Trinken angeht, scheint es dort sehr schlecht auszusehen. Der Missionär schreibt von Pappar unter dem 8. Februar 1882: „So fortwährend stehen die Dufans unter dem Einfluß berauschender Getränke, daß bei ihnen, statt des in Europa gebräuchlichen Bedingungsatzes: ‚So Gott will‘, die ganz andere Nebenart herrscht: ‚Wenn ich nicht betrunken bin.‘ Auch ihre religiösen Begriffe sind zum Unglück weiter und verworrenere ausgebildet. Ihr höchstes Wesen heißt Rin a Hoingan, dessen Priester nur Frauen sind. Die Männer sind durchgängig für religiöse Dinge völlig gleichgiltig, und wenn man über solche mit ihnen sprechen will, so weisen sie einen regelmäßig an ihre Frauen. Daß ich noch keine grauen Haare habe, ist auch ein Hinderniß. Alter ist nämlich bei den Dufans alles. Wenn ich sie unterrichten will, so erhalte ich oft zur Antwort: ‚Was? du bist ja noch nicht 30 Jahre alt; wir haben unter uns Leute, die sind zweimal so alt wie du.‘“

Im Anfang des Jahres 1882 machte der Apostolische Präfect P. Jackson eine Rundreise durch sein Gebiet und kam da-

bei zu dem Entschluß, die Missionsstation von Seri aufzugeben und P. Dunn, der bisher unter den See-Dajaks gewirkt hatte, nach Kapit zu den Ulu-ai-Dajaks zu schicken. Dieser Entschluß wurde hauptsächlich gefaßt, weil auf der neu zu gründenden Station die Bevölkerung weit dichter ist und die Wohnhäuser mehr dorfsartig beisammen liegen. Unter großem Leidwesen schied P. Dunn von seinen See-Dajaks. In den letzten Tagen vor der Abreise war er von Besuchern förmlich belagert. Der Häuptling Api-Eibi konnte es nicht über sich bringen, Abschied von dem „Tuhan“ (so hieß der Vater) zu nehmen, sondern ließ ihm sagen, er sei in den Wald gegangen, weil sein Herz zu traurig sei. Trotz dieser großen Zuneigung war aber noch keiner zum Christenthum bekehrt und getauft worden; ein Beweis, wie vorsichtig der Missionär zu Werke gegangen war. Auf gute Früchte aus seiner Anwesenheit rechnete er aber doch, und in dieser Hoffnung wurde er nicht getäuscht, wie wir gleich sehen werden.

Die neue Gründung vollzog sich in derselben Weise wie zu Seri, nur daß zu Kapit die Armuth des Missionärs wo möglich noch empfindlicher war. Ein Stuhl, der zugleich als Tisch und Schreibtisch benutzt wird, ist die ganze Einrichtung der elenden Hütte. Selbst den Trost der täglichen heiligen Messe glaubte sich der opferwillige Mann versagen zu müssen; „denn“, so schreibt er, „ich halte den Ort, wo ich celebrieren muß, nicht für anständig genug, um den Heiland täglich zu demselben herabzurufen, und so bringe ich das heilige Opfer nur Sonntags dar“. Seine neuen Pfliegesehnen unterscheiden sich nicht viel von den alten, gehören aber vorzugsweise jenen Dajaks an, die das greuliche Gewerbe der „Kopffagd“, von welcher später die Rede sein wird, betreiben. Einen großen Trost aber hatte Gott dem treuen Arbeiter im Weinberge Christi hier in der Verlassenheit und Armuth aufbewahrt.

Drei Monate waren seit dem Abzug des P. Dunn von der frühern Station verflossen, da kam der brave Api-Eibi und forderte ihn auf, zurückzukehren, oder doch wenigstens sie vorübergehend wieder zu besuchen; denn, so fügte der alte Häuptling bei, ein Sendling der Bibelgesellschaft sei zu ihnen gekommen und habe sogleich zwei Knaben, die P. Dunn früher in der Schule hatte, getauft. Diese Nachricht genügte, um die sofortige Abreise des Missionärs zu bewirken. Mit unbefriedigtem Jubel wurde er von seinen alten Freunden empfangen. Drei Wochen blieb er unter ihnen und verwandte diese ganze Zeit auf den Unterricht der Kinder des Häuptlings, welche er zweimal täglich um sich versammelte. Seine Anstrengungen blieben nicht unbelohnt, sondern Gott segnete dieselben derartig, daß der 17. Juli für die feierliche Taufe der Kinder festgesetzt werden konnte. Welche Freude für das Herz des Priesters! Hier auf diesem Acker, den er im Schweiß seines Angesichtes anscheinend erfolglos bebaut, erntete er jetzt die Erstlingsgarben, welche die Gnade Gottes während seiner Abwesenheit und unter feindseligen Einflüssen gezeitigt hatte. Wie mußte er nicht erfüllt werden mit vermehrtem, jede Schwierigkeit verachtenden Vertrauen auf die mächtige und gütige Leitung der Vorsehung? Vernehmen wir ihn selbst über die Feier: „Wir schmückten unser Kapellchen, so gut es ging, mit rothem Tuch, prächtigen Blattpflanzen und den wenigen Bildern, die ich bei mir hatte. Um 8 Uhr morgens erdröhten der Gang durch den stillen Wald; alle Glieder der Häuptlingsfamilie versammelten sich, um der Feierlichkeit anzuwohnen. Neun Kinder wurden an diesem Tage dem Herrn wiedergeboren, und ich konnte beobachten,



Landschaft und Brücke auf Borneo.

daß die Ceremonie auf die Erwachsenen einen tiefen Eindruck gemacht hatte.“ P. Dunn ließ den inzwischen eingetroffenen P. Keizer bei der kleinen neuen Gemeinde zurück und begab sich selbst wieder nach Kapit. Diesmal wählte er aber nicht den leichtern Weg zu Wasser, den Surey- und Nyang-Fluß hinauf, sondern schlug den Landweg ein, um Land und Leute etwas besser kennen zu lernen. Zwei Sarik-Dajaks führten ihn über 100 englische Meilen durch den Urwald und fast undurchbringliches Röhricht. Jede Niederlassung der Wilden wurde

aufgesucht; überall war die Aufnahme eine freundliche, und wenn auch weiter nichts erreicht wurde als eine vorläufige Bekanntschaft, so war damit doch ein Anknüpfungspunkt gegeben.

So ging das erste Jahr der Missionsthätigkeit im Sarawak-Sultanat zu Ende. Der Anfang war gemacht, das Land auskundschafte, die Vorposten vertheilt, der eigentliche Angriff auf Heidenthum und Aberglauben konnte beginnen.

(Schluß folgt.)

Der Kongo einst und jetzt.

11. Die neue Mission. (Fortsetzung und Schluß.)

Am 23. Juni verabschiedeten wir uns von Matoko und seiner Gemahlin und traten den Rückweg an. Aus dem Flusse erneuerten wir unsere Wasservorräthe für den weiten Marsch durch die große dürre Ebene. Nachmittags plagte uns die drückende Hitze außerordentlich, doch die Qual des Durstes steigerte unsere Leiden noch mehr. Auf unserem Lagerplatze ergab sich kaum noch ein halbes Glas Wasser auf den Mann. Zufällig hörten wir in dem dichten Wald einige Vatekes, welche sich auf der Jagd befanden; sofort sandten wir einen unserer Leute zu ihnen, um wenigstens etwas Wasser zu bekommen. Allein kaum waren die Wilden des Mannes ansichtig geworden, da zerstoben sie nach allen Seiten in das undurchbringliche Buschwerk. Trotz des brennenden Durstes und des lästigen Staubes, der uns Hände und Gesicht bedeckte, mußten wir uns entschließen, den Rest unseres spärlichen Vorrathes für den folgenden Tag aufzubewahren.

Um in der Morgenkühle weniger vom Durste leiden zu müssen, brachen wir schon vor Tagesgrauen auf. In der dichten Dunkelheit liefen wir auf den schlechten Wegen und in dem verworrenen Gefege beständig Gefahr, Hals und Beine zu brechen. Endlich kamen wir zu einem Flüsschen, wo wir die brennende Zunge kühlen konnten; unsere Leute wurden gar nicht müde, in dem Wasser herumzuplätzern nach den Ermüdungen des langen Marsches. Bald erreichten wir den Posten von Ngandschu, wo uns ein Topf Ziegenmilch zur Erquickung geboten wurde. Doch alles bis jetzt Erlebte ist ja nur der Anfang der Strapazen, die unser harren. Hoffentlich ist die erste Mission am Aequator halb gegründet; wir müssen uns gar sehr beeilen; denn der Irrthum kann mit seinen reicheren Mitteln rascher vordringen. Die Protestanten stehen schon am Aequator; allein das wird uns nicht abschrecken, mit Gottes Hilfe die Wahrheit noch weiter voranzutragen. Das Gebet und die werththätige Liebe unserer europäischen Glaubensbrüder unterstützen uns ja bei den armen Unglücklichen, welche auf die Ankunft der Glaubensboten warten.

Eine Beschädigung des Dampfers verzögerte unsere Abreise in Kuamuth um einen vollen Tag. Dieser Ort am Zusammenflusse des Kua und Kongo scheint mir für eine Missionsstation äußerst günstig. Die zahlreichen Flüsse der Nachbarschaft würden uns den Weg zur Kenntniß des Landes eröffnen und der Glaubensverbreitung zu großem Vortheile sein. Das Volk scheint friedlich gesinnt, der Boden fruchtbar, während der Fluß Fische in Fülle liefert.

Am 2. Juli um 3 Uhr nachmittags erscholl auf dem „Vorwärts“ das Zeichen zur Weiterfahrt. Kurz ehe wir wiederum zur Errichtung des Nachtlagers beilegen, erschreckte uns der Ruf:

„Ein Mann über Bord gefallen!“ Glücklicherweise war es nur der Hund eines Officers, der auf das Wort seines Herrn dies Kunststückchen ausgeführt hatte.

Am 3. Juli sahen wir auf unserer Fahrt manche Dörfer. Als wir bei heftiger Strömung um eine scharfe Ecke bogen, riß das Schlepptau so gewaltig an, daß sich unser Fahrzeug auf die Seite legte. Uebermals hieß es: „Jemand über Bord gefallen!“ Leider war es diesmal Wirklichkeit. Wenige Meter vom Boote tauchte ein schwarzer Kopf aus den Wellen empor. Da ich mich am Stern befand, bog ich mich fast ganz hinaus und erfaßte einen Arm, der sich eben über Wasser zeigte. Man kam mir zu Hilfe, und wir zogen eine halbtote Frau aus dem nassen Elemente. Wenige Sekunden später hätte sie ein Strudel sicher für immer begraben, oder sie wäre eine Beute der Krokodile geworden.

Im Augenblicke, da wir uns zur Nachtruhe ans Land begeben wollten, hielten wir kurz vor einer Stromschnelle. Zwei Felsen hoben da ihre Gipfel wie mächtige Wasserrosen über den Spiegel des Flusses. Wir hielten bereits eine Stunde an derselben Stelle, ohne vorwärts zu kommen, als mit einemmal eine große schwimmende Insel von der Gewalt des Stromes auf uns zugetrieben wurde. Wenn sie uns erreichte, so mußte unser Fahrzeug zweifelsohne zerschellen. Zum Glücke blähte jetzt eine leichte Brise unsere Segel, der Dampf arbeitete mit voller Kraft, so daß wir dem drohenden Verderben noch entgingen. Am 6. Juli trafen wir endlich in der Station Bolobo mit den Bewohnern dieses Striches, den Baianzis, zusammen. Sie zeigen sich nicht nur ihren Feinden gegenüber grausam, sondern dehnen ihre Unmenschlichkeit so weit aus, daß sie die eigenen Kinder opfern. Noch heute ließ der Häuptling Ibaka einen gestern Abend geborenen Säugling abschlagen. Häufig kommen Menschenopfer einzig deswegen vor, weil es der Fetischpriester also anordnet. Die zahlreichen Schädel, welche die Hütten zieren, beweisen, daß Grausamkeit und Menschenfresserei hier ebenso bekannt sind wie bei den übrigen Uferödlern des obern Stromes. Bei dem Tode eines Häuptlings werden je nach der Größe seines frühern Einflusses mehr oder weniger Sklaven hingerichtet. Dabei zeigen sich die Leute höchst erstaunt, wenn man ihr Verfahren als barbarisch bezeichnet, und können kaum glauben, daß bei den Weißen andere Sitten herrschen.

„Wenn ich sterbe,“ sagte Ibaka, „gibt man mir wenigstens zwanzig Sklaven mit hinüber; ihr Weiße werdet dagegen ohne Diener sein.“ Das ehemals sehr gespannte Verhältniß den Eingeborenen gegenüber hat sich in letzter Zeit sichtlich gebessert. Wie die Männer dieses Stammes großes Gefallen an Waffen finden (vgl. das Bild S. 235), so zeigen ihre Weiber eine ausgeprägte Vorliebe für Kupfer. Manche tragen um die Beine

Kupferplatten, die Lederstiefeln durchaus nicht unähnlich sind, dazu kommen noch eine Menge kleiner Ringe an den Armen. Die reichsten Frauen schmücken sich mit einem Halsgeschmeide, dessen Gewicht nicht selten 12–14 kg beträgt. Da der Mann beim Tode seiner Gattin nichts verlieren will, schneidet er ihr, um des Schmuckes habhaft zu werden, einfach den Kopf ab. Ackerbau treiben diese Leute nicht mehr, als zum Leben unumgänglich nothwendig ist; ihr Hauptgeschäft ist der einträgliche Elfenbeinhandel. Alle bedecken sich mit europäischen Stoffen. Lebensmittel sind hier zu Lande nur zu außerordentlich hohen Preisen zu erlangen. Am 8. Juli mußten wir unsern von Bolobo anlegen, um Holz einzunehmen. Die Leute zeigten sich sehr mißtrauisch und riefen uns zu, wir sollten unsere Fahrt fortsetzen. Endlich nach langen Verhandlungen verstand sich der Dorfvorsteher dazu, in nähere Berührung mit uns zu treten. Für eine Ziege erhielt er ein hübsches Gegengeschenk, das ihm sichtliche Freude machte. Gegen Abend kam der Schulze wieder; anfangs etwas schüchtern, faßte er sich schließlich ein Herz und setzte sich neben mich. Verwundert schaute er mir zu, wie ich mein Brevier betete. Seine Neugier wuchs, endlich bot er mir 6 Hühner für das Buch. Auf meine Weigerung wollte er zuerst eine, dann sogar zwei Ziegen breingeben. Ich machte ihm begreiflich, daß der Gegenstand für ihn nutzlos sei, versprach ihm dagegen, bei meiner Rückkehr etwas Passendes mitbringen zu wollen.

Die Sitten der Baianzi sind im allgemeinen wenig von denen der anderen Stämme am Kongo verschieden. Beim ersten Anblick sollte man sie für ein friedliches, harmloses Völkchen halten; der geringste Anlaß jedoch genügt, um ihre Heftigkeit zu entfachen, so daß man nicht genug auf seiner Hut sein kann. Menschenopfer kommen bei ihnen noch immer vor; die Art und Weise, wie die Hinrichtung vor sich geht, ist eine ganz außergewöhnliche. Der Verurtheilte wird an Händen und Füßen gefesselt auf einen niedrigen Stuhl gebunden. Der Kopf ist von Dianenschnüren umstrickt, welche den Hals mit einem jungen biegsamen Baume in Verbindung bringen. Mit einem breiten Schwerte trennt der Henker auf den ersten Streich das Haupt vom Rumpfe. Mit dem zurückschnellenden Baume fliegt der Kopf des Enthaupteten in die Höhe. Freudenrufe, die sich beim fortwährenden Kreisen des Zuckerrohrweines zu einem höllischen Geheule steigern, erfüllen die Luft. Nach Beendigung des grausigen Schauspiels kehrt jeder zur gewöhnlichen Tagesbeschäftigung zurück, d. h. die Frauen müssen arbeiten, während sich die Männer dem Nichtsthun überlassen. Höchstens gehen letztere truppweise auf den Fischfang aus, der ihnen eine ergiebige, reiche Ausbeute liefert. Die Piroguen sind groß und stattlich, die Ruder weisen zuweilen eine reiche, geschmackvolle Arbeit auf. Trotz des Wildreichtthums pflegt die männliche Bevölkerung die

Jagd nur äußerst wenig. Affen, Papageien, Rebhühner und vor allem prächtige Perlhühner beleben die Wälder. Bei Ausflügen hier zu Lande muß man stets einen Eingeborenen als Führer mitnehmen, um die zahlreichen Gruben und Schlingen zu vermeiden, die sich allenthalben finden.

Am 15. Juli verließen wir Lukolela in der Richtung nach dem französischen Posten von Bonga. Unterwegs begegneten wir drei großen Piroguen, deren jede 40–50 schwarze Piraten an Bord trug. Bei ihrem Nahen fliehen Weiber und Kinder Hals über Kopf in die Dörfer. Einzig die Krieger denken an Widerstand und auch nur dann, wenn sie sich dem Feinde überlegen glauben. Bleiben die Piraten Sieger, so ist das Schicksal des Ueberwundenen besiegelt; er wird getödtet und aufgezehrt. Rüstern, drohende Blicke flogen uns zu; vor weiterem Ungemach jedoch sicherte uns die Furcht der Schwarzen vor den Flinten unserer Leute. Hier erweitert sich der Kongo bis zu einer Breite von 25–30 km. Hätten wir nicht von Lukolela vorsorglich

einen Piloten mitgenommen, so kämen wir wohl kaum aus dem verworrenen Inselfabyrinth, das den Blick auf die Ufer hindert.

Um 3 Uhr landeten wir in Bonga. Obwohl keine Bewohner mit den Stämmen am andern Ufer fast nicht in Berührung kommen, finden sich doch auch bei ihnen Spuren des gleichen wilden Charakters. Täglich sieht man auf dem Strome Leichen Enthaupteter treiben, die man den Flußkrokodilen zum Fraße vorwarf. Neulich entzogen sich drei Frauen der Hinrichtung durch Flucht. Herr Pieron, Commandant der Besatzung, nahm sich der armen Wesen kräftig an, ohne sich durch das wüthende Drängen ihrer Feinde einschüchtern zu lassen.

Am 18. Juli empfing uns ein Mitglied der Expedition de Brazza's, Herr Ponet, beim Stamme der Mbochis. Im Gegensatz zu den übrigen Völkern sind die Mbochis äußerst furchtsam. Flinten



Ein Baianzi am Kongo.

gebrauchen sie nur bei Freudenfesten und Todtenfeierlichkeiten, und selbst dann noch kommen die weitgehendsten Vorsichtsmaßregeln zur Anwendung. Nachdem die Waffe geladen und zwischen zwei Stöcken am Boden befestigt ist, zieht sich die Menge zurück. Auf Händen und Füßen kriecht jetzt ein Knabe herbei und läßt den Hahn zuschnappen. Sobald der Knall erfolgt, fliebt die Versammlung auseinander und wagt nicht eher die Flinte wieder anzufassen, als bis sie sich vollständig abgekühlt. Den Wurfspeer dagegen handhaben die Männer mit großer Geschicklichkeit; auf 60 m Entfernung treffen sie in geradem Wurfe noch ihr Ziel. — Herr Ponet versah uns reichlich mit Bambusöl für die Maschine. Es ist dies ein billiges und doch vollkommenes Ersatzmittel für das Del, welches man sonst kostspielig aus Europa beziehen mußte. Gehörig gereinigt, vermag es sogar in der Küche das Olivenöl zu ersetzen. Am 20. Juli umschwärmten zahlreiche Rähne mit

Wilden unser Schiff. Alle wollten die große eiserne Piroque sehen, die sich von selbst fortbewegte. „Wie groß, wie groß!“ rief einer, „das ist gewiß die Großmutter von all unsern Canoes!“ Als das Dampfsignal ertönte, entstand eine unbeschreibliche Verwirrung unter den Schwarzen. Viele legten sich platt auf den Boden ihrer Kähne; andere stürzten kopfüber ins Wasser, um das Land zu erreichen; die Kühnsten ergriffen außer sich die Ruder und suchten eilig das Weite. Als wir den 25. Halt machten, trafen wir am Ufer Tausende von Eingeborenen. Ihr Häuptling wünscht dringend, daß sich die Weißen bei ihm niederlassen. Bald hatte ich mit ihm Freundschaft geschlossen; er versprach mir, einen Sohn nach Lingolo zu schicken, wenn nur einmal das dortige Missionshaus errichtet sei. Es dauerte nicht lange, da bot uns auch eine Frau ihr Kind zum Kaufe an, andere sahen das und kamen zu demselben Zwecke. Leider mußten wir eine so günstige Gelegenheit, arme Wesen aus der doppelten Sklaverei,

des Leibes und der Seele, loszukaufen, unbenützt vorübergehen lassen. Freilich blutete uns das Herz dabei; allein was wollten wir bei unserer Mittellosigkeit anfangen?

Am 30. Juli stellten sich zwei eingeborene Häuptlinge, um in Gegenwart der Weißen Freundschaft und Blutsbrüderschaft zu schließen. Ein breites Bananenblatt wurde auf dem Boden ausgebreitet, darüber streute man ein Gemisch von Staub und Tabak. Mitten auf das Blatt kommt eine Flinte aufrecht zu stehen. Die neuen Freunde setzen den rechten Fuß daran und berühren die Waffe oben mit der Hand. Je ein Unterthan beider Häuptlinge rißt mit einer scharfen Klinge den Arm der Verbündeten und streut dann auf den hervorquellenden Blutstropfen ein wenig des oben genannten Pulvers. Die neuen Blutsbrüder reiben die wunden Stellen gegenseitig aneinander, während die Leute mit dem Messer einen Theil des gemischten Staubes und Tabaks zu sich nehmen. Der Rest wird in einem



Bau der Kapelle von Lingolo am Stanley-Pool.

Bananenblatt von den Verbrüderten in die Erde vergraben. Zum Schlusse erhält jeder als Zeichen der beschworenen Treue ein halbes Palmblatt.

Am Aequator hat sich auch bereits eine protestantische Niederlassung gebildet. Um den Preis von 200 Mark haben die Herren ungefähr ein Hektar Land vom Posten der Gesellschaft erworben. Den 31. Juli gegen Abend besah ich mir die Station etwas näher. Sie besteht aus zwei Hütten, wo etwa 15 kleine Schwarze die Weißen bei Tisch bedienen lernen. Der Unterricht beschränkt sich darauf, daß die Deutschen Bibelverse mit Maultrommelbegleitung singen lernen. Seit 9 oder 10 Jahren haben sich zwei protestantische Secten am Kongo niedergelassen. Nicht nur verfügen sie über reiche Summen, sondern auch über zwei prächtige Dampfer und hübsche Segelschiffe. Die eine war ursprünglich eine englische Gesellschaft, ist aber in der Folge amerikanisch geworden und hat mit der Fahne die Lehre geändert. Die

Kongogesellschaft hat ihnen großmüthig auf sechs ihrer eigenen Stationen Land überlassen; jedoch bestehen nur noch Posten am Aequator und zu Leopoldsville, das als Ausgangsstation dient, die übrigen wurden als zu schwierig und ungesund aufgegeben.

Außerdem besitzen die Protestanten noch drei kleine Posten auf der Küstenseite, um neue Ankömmlinge aufzunehmen; die beste und wichtigste Station ist jedoch die oben erwähnte am Aequator. Unsere katholischen Anstalten werden zweifellos die Concurrenz aushalten können. Alle Besucher, selbst Protestanten, stehen nicht an, unsere Erziehungsweise als die vorzüglichere anzuerkennen, zumal da sie die beiderseitigen Erfolge sehen. Wenngleich die Gegner nun keine directen Resultate erzielen, so können sie doch gar sehr unsere Erfolge hindern, indem sie durch den Luxus die Eingeborenen blenden, welche sich nur allzu leicht durch äußern Schein täuschen lassen. Ihre wenigen Schüler, die uns mit einem englisch-phlegmatischen

Good morning begrüßen, gehen prächtig gekleidet einher. Ungehindert treiben sich die Kinder muthwillig und ausgelassen umher; Handarbeit ist ihnen unbekannt.

Ganz verschieden ist unsere Methode; denn nur durch harte Arbeit und Landbau kann Afrika zur Civilisation gelangen. Es verschlägt wenig, ob man viele Contracte mit den Schwarzen schließt, die sich für Geschenke zu allem herbeilassen; selbst auf ausgedehnte Landstrecken kommt es nicht an, wenn man mit der Bildung des Herzens und Verstandes nicht eine gründliche Entwicklung dessen, was Handel und Industrie fördern kann, Hand in Hand gehen läßt. Zweifelsohne berechtigt der Kongo für die Zukunft zu großen Hoffnungen, allein man muß auch sofort die richtigen Mittel anwenden, um den Vortheil des Landes wahrzunehmen, aber gerade dies ist es, worüber noch bei so

vielen arge Täuschungen bestehen. Es ist eine Erfahrungsthatfache, daß bei Erziehung der Schwarzen mit den Erwachsenen, die sich noch nie zur Arbeit bequemen, fast nichts anzufangen ist. Mit wenigen Ausnahmen wollen sie, wie sie sagen, zum Vortheile eines Schlawers keinen Finger rühren. Mit der jungen Generation muß der Anfang gemacht werden; sie muß bei Zeiten lernen, daß Arbeit nicht entehrt und zum Sklaven macht. Man muß Anstalten gründen, in denen neben der geistigen Ausbildung eine praktisch tüchtige Anleitung zum Landbau geboten wird. Diese beiden Elemente müssen gleichen Schritt halten, sonst wird es nie gelingen, Afrika der richtigen Civilisation entgegenzuführen und den Schwarzen an stetige Arbeit zu gewöhnen, die ein Europäer unter dem schwächenden Klima des Aequator zu leisten nie im Stande sein wird.



Die Station am Aequator.

Naturgemäß zieht der arbeitscheue Eingeborene eine Anstalt vor, in der er nichts zu arbeiten braucht. Dies ist der Grund, warum ich weiterzuziehen gedachte, um fern vom protestantischen Posten, am Ufer des Kuku, einen Platz für unsere Mission anzukaufen. Da ich jedoch bei dem feindlichen Sinne der umwohnenden Bevölkerung sicherlich nicht ungefährdet hätte weiterziehen können, gab ich dem Rathe der anwesenden Europäer nach und beschloß, einen Kilometer weiter, unter dem Schutze des goldenen Sternes im blauen Felde, der Flagge des Kongostaates, ein Terrain anzukaufen. Täglich hatten wir das Glück, bei Tagesanbruch, ehe der Lärm der Station uns belästigte, das heilige Mesopfer darbringen zu können. Wir baten den lieben Gott dabei, er möge unser neues Unternehmen segnen; denn

es gilt ja, die verlassenen Wilden ihm und seiner heiligen Kirche zuzuführen.

Den 2. August trafen wir mit dem Häuptlinge Molira zusammen; auf seinem Gebiete hoffen wir uns niederlassen zu können. Zwei Tage später gebieten die Verhandlungen zu einem glücklichen Abschluß.

Zum Zeichen der Besitzergreifung errichteten wir auf unserem neuen Eigenthum ein Kreuz, welches seine Arme einladend gegen den Fluß hin ausbreitet. Unser Vertrauen richteten wir auf den hl. Joseph, den Patron jeglichen schwierigen, dornenvollen Werkes.

Am 12. August traten wir vorläufig den Rückweg an; nach siebentägiger Fahrt landeten wir in Brazzaville. Tags darauf

begab ich mich mit P. Paris nach Leopoldsville zum Obersten de Winton, welcher unserer neuen Erwerbung die Bestätigung erteilte.

Heute den 21. August sind wir endlich wieder inmitten unserer Mitbrüder zu Vinzolo nach dreimonatlicher Trennung. Alles ist noch in bester Ordnung; die Beziehungen zu den Eingeborenen verbessern sich täglich. Wenn die göttliche Vorsehung

wie bisher uns auch ferner begünstigt, so wird die Mission von Vinzolo, obgleich heute noch jung, herrliche Früchte zeitigen. Acht Tage später brachen wir über das Gebirge auf, um R. P. Garrie, dem Apostolischen Vicepräsidenten, über den Erfolg unserer Sendung zu berichten. Hätten wir nur mehr Arbeiter, das ist immer die alte Klage; allein trotz unserer geringen Zahl wollen wir muthig das Werk beginnen.

Indische Baudenkmäler.

(Fortsetzung.)

6. Große Tempelanlagen (Pagoden).

Der Tempelbezirk von Landshor ist an 400 m lang und 300 m breit, umfaßt also einen Flächenraum von ungefähr 120 000 qm. Derjenige von Ramisseram soll sogar eine Länge von 1200 m haben. Meist ist der zu einem Heiligtum gehörende Raum vierseitig und von hohen Mauern umgeben. In der Mitte einer jeden Seite erhebt sich ein gewaltiger, bis zu 14 Stockwerken hoher Thorturm (vgl. das Bild S. 237, 241), durch den die Pilger eintreten. Der Weg führt sie zu einer zweiten Ringmauer, welche die inneren Tempelhöfe umschließt und in deren Mitte ähnliche Thorthürme stehen. Sind die Pilger auch durch das zweite, oft prächtiger ausgestattete Thor gezogen, so gelangen sie in gewaltige Vorhallen. Beispielsweise besitzt der Tempel auf der Insel Ramisseram eine Halle, welche auf mehr als 1000 Säulen ruht und durch Reichthum und Größe alle Besucher mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt (vgl. Bild S. 213).

Im eigentlichen Tempel treten die Besucher zuerst in einen zur Annahme der Opfer bestimmten Raum. Haben sie dort ihre Gaben dargebracht, so geleitet man sie zu einer Säulenhalle, in der Musikanten einen ohrenbetäubenden Lärm verursachen und Tänzerinnen die Sinne zu berauschen suchen. Schon durch die thurmhoch aufsteigenden Tempelhöfe, den doppelten Mauereinschluß und die faszinierenden Götzenbilder und Tiergestalten, welche an Säulen, Decken und Wänden in überlebensgroßer Ausdehnung gemeißelt sind, ist die Phantasie der durch die Reise und die Erwartung aufgeregten Pilger verwirrt; jetzt geräth sie in eine Art Taumel. Im Audienssaal, dem dritten Raume des Tempels, zeigt sich ihnen dann von weitem das im Hintergrund stehende Götzenbild. Es ist oft mit Perlen und Edelsteinen bedeckt, von Licht und Weihrauch umgeben und in Mitte einer Schaar von Priestern und Anbetern aufgestellt, welche vor ihm auf dem Boden liegen. Dann werden die Pilger in kleinen Schaaeren in das Heiligtum eingelassen, wo sie aber nur kurze Zeit verweilen dürfen. Verwirrt und betäubt kommen sie endlich wiederum an die freie Luft. Durch den Tempel zu Purin gehen täglich 50 000 Pilger, an hohen Festtagen soll ihre Zahl bis auf 300 000 steigen. Durch das Versprechen, die Tempelgeheimnisse nicht zu verrathen, das jeder einzelne beim Eintritt ablegen muß, wird einerseits im Besuchenden die Scheu und Spannung vermehrt, andererseits in denen, welche das Innere noch nicht sahen, die Neugierde angeregt, wenn sie nur in allgemeinen Ausdrücken über das Gesehene Bericht erhalten, weil das versprochene Geheimniß die Heimkehrenden zum Stillschweigen verpflichtet.

Alle großen Freitempel Indiens sind nach Christi Geburt entstanden, manche sind erst nach dem Jahre 1000 erbaut, also

verhältnißmäßig jung; darum unterscheiden sich auch ihre Säulen und Verzierungen so sehr von denen der alten Felsentempel, besonders von den Grottentempeln.

Da viele in der Ebene stehen, weit entfernt von den Steinbrüchen, aus denen die zu verwendenden gewaltigen Steinblöcke herbeizuschaffen waren, so haben die Baumeister sich oft mit Ziegelsteinen geholfen, welche mit Stuck überzogen und den Felsblöcken ähnlich gemacht wurden. Solcher Stuck war natürlich leichter zu bearbeiten als der spröde Stein, und daher wurden zuerst die Ornamente aus Stuck, später auch die der Steinblöcke immer leichter. So kam es, daß zuletzt die Verzierungen so weich und fein wurden, daß sie bei Bauten aus Haufstein in grellem Widerspruch zum Material stehen.

Die Bautechnik war dort, wo umfangreiche Säulen und Deckplatten aus Stein zu haben waren, sehr eigenthümlich und glich jener, die auch im alten Aegypten bei Herstellung der dortigen Tempel und Pyramiden angewendet wurde. Die Arbeiter schütteten in und um die eben vollendeten Theile Erde oder Sand auf, so daß sie die Felsblöcke über den aufgeschütteten Boden hinauffahren und somit leicht bewegen und richten konnten. Das Gebäude lag also bei seiner Vollendung in einem großen Sandhügel, der wieder abzutragen war. Beim Abtragen bot sich dann Gelegenheit, dessen feinere Verzierungen von oben nach unten zu überarbeiten. Die tiefer liegenden Theile waren während des ganzen Baubetriebes in der aufgeschütteten Erde gebettet und geschützt, konnten also nicht durch herabfallende Theile oder durch die aufzuziehenden neuen Blöcke leiden. Ueberdies wurden Gerüste erspart, die von unserschwinger Festigkeit hätten sein müssen, um die viele Meter dicken und langen Steinbalken beim Herauswinden zu tragen.

Die geschilderte Bauart hat zu einer Sage Veranlassung gegeben. Man erzählt nämlich in Indien: Als König Indradjuma seinen Tempel gebaut hatte, fand er niemanden, der würdig gewesen wäre, dessen Weihe vorzunehmen. Neun Lebensalter gingen vorüber; der Trieband füllte den Neubau, des Königs Pferd strauchelte über die Tempelspitze: da erst wurde der Sand entfernt, und der Tempel kam unverfehrt wieder zum Vorschein.

Wird die Phantasie schon an gewöhnlichen Tagen durch den großen Bau, die wunderliche Verzierung und die überreiche Ausstattung der indischen Tempel, durch das Zusammenströmen der Menschenmenge, das Getöse morgenländischer Musik und den Tanz der Tempeldienerinnen aufs höchste erregt, dann steigert man sie bei den großen Festzügen bis zu einer Art religiösen Wahnsinns. Alles drängt sich um den Wagen, auf dem das Götzenbild herumgeführt wird. Musik, Tanz, Gesang, alle Mittel, die Ehrfurcht oder Schrecken, Freude oder Grauen erregen können, werden angewandt. Sogenannte Wüßer zerfleischen sich mit Messern, andere bohren Haken in ihre

Muskeln, hängen sich an eine Stange, lassen diese drehen und werden so im Kreise durch die Luft geschleudert, bis der Haken durchreißt und sie betäubt auf die Erde fallen. Nicht selten werfen einzelne sich vor den Götterwagen zu Boden, um von dessen gewaltigen Rädern zerquetscht zu werden. Alles geht auf ein Ziel hin, auf Sinnesreizung und Betäubung des Verstandes. In dem Grade, in welchem die Betätigung der ruhig

überlegenden Vernunft zurückgebrängt wird, gewinnen die niederen Triebe des Menschen an Macht. Sie machen ihn dem Thiere um so ähnlicher, je weiter dieses System getrieben wird. Offenbar zeigen sich also sowohl in der Anlage und Ausstattung der indischen Tempel als auch in ihren Festen die Merkmale des Teufels, welcher die Sinne des Menschen zu verwirren und so den Gebrauch der Vernunft zu hindern sucht. Ganz anders



Lanzen der Baianzis.



Lanzenspitzen und Messer der Bangalas.

wirkt die heilige katholische Kirche in ihrem Gottesdienst und durch ihre Bauten. Freilich wendet auch sie sich an die Sinne und an die Phantasie; denn sie muß den ganzen Menschen zu Gott hinführen; aber die Schönheit und Pracht ihrer Gotteshäuser und Ceremonien ist nur Mittel, nicht um die Sinne zu verwirren, sondern um sie zu beschäftigen und zu beruhigen und so den Weg zum Verstand zu finden, ihm die Wahrheit zu ver-

mitteln, dem Herzen stillen Frieden zu schenken und den Willen emporzulenken zum Höchsten.

7. Tempelbilder.

Im innersten Raum der indischen Tempel steht entweder ein Dagop (vgl. S. 214), der Ueberreste Buddha's enthält, oder ein Götzenbild. Vielfach sind die äußeren und inneren

Wände, selbst die Pfeiler mit Bildwerken bedeckt, die nur zu oft häßlich und schreckenerregend sind. Die Göttin Kali erscheint mit schwarzem Gesicht, verzerrten Zügen, bluttriefenden Lippen, ausgestreckter Zunge und einem durch die Nase gezogenen Ringe. Ihre Füße stehen auf einem Löwen und auf menschlichen Leichen, die Hände halten Mordinstrumente und Lotosblumen. Im Heiligtum zu Puri sind die drei mit goldenen Zieraten und Perlen behängten Götzenbilder so roh, daß die Sage erzählt, man habe in alter Zeit im Sumpfe einen Holzbloß gefunden, in dem eine Gottheit wohnte. Er ward in den Tempel gebracht, und die geschicktesten Künstler versuchten, ihm Form und Gestalt zu geben. Aber Messer und Hammer versagten den Dienst. Da nahte sich der Gott Wischnu in Gestalt eines alten Zimmermanns und versprach dem König, die Arbeit zu vollenden, wenn man ihn 21 Tage einsam und allein im Tempel einschließe. Der König ließ ihn ein und versiegelte die Thore. Am 15. Tage konnte die Königin ihre Neugierde nicht länger bezähmen. Sie schlich sich ins Heiligtum, Wischnu aber entfernte sich erzürnt und ließ seine Arbeit unvollendet. So hat das mittlere Bild noch keine Arme, den zu den Seiten stehenden fehlen die Hände, und alle drei sind so unfertig und häßlich, daß man leicht glaubt, in Wirklichkeit habe ein alter Zimmermann mit seinem Beile aus verlorenen Holzbloßen diese Mißgestalten herausgehauen, vor denen sich jetzt Jahr um Jahr Hunderttausende armer Heiden im Staube wälzen.

Solche schrecklichen und rohen Figuren werden bei Besprechung indischer Bildwerke oft mit Stillschweigen übergangen; ebenso wird verschwiegen, wie viele allem Anstand so sehr Hohn sprechen, daß die Portugiesen im 16. und 17. Jahrhundert nicht wenige voll sittlicher Entrüstung mit Hämmern zerschlugen.

Die Natur des Landes und seiner Bewohner neigt zu weichen Formen. Freilich sind seine Tiger blutdürstig, und seine Büßer zerfleischen sich oft selbst in grausamem Spiel. Doch sind das Ausnahmen, welche den eigentlichen Charakter des Volkes nicht spiegeln. Schon der Umstand, daß die Indier vorzüglich von Pflanzkost leben, gibt ihnen einen Widerwillen gegen blutige Opfer und macht diese selten; die unblutigen sind desto größer. Jene Fraßbilder von Puri erhalten Tag um Tag 410 Pfund Reis, 225 Pfund Mehl, 350 Pfund Butter, 41 Pfund Del, 186 Pfund Milch, 65 Pfund Gemüse und 34 Pfund Salz. Der Mahlzeit der Götter darf kein Fremder bewohnen, die Tempelpforten sind während derselben geschlossen, und die Brahminen sorgen dafür, daß alle Reste weggeschafft werden, ehe die Menge wiederum eintritt, um neue Opfer zu bringen.

Weil die indische Götterlehre auf Ruhe und Untergehen hingt, sind die Götzen meist liegend oder sitzend dargestellt. Um deren Macht und Erhabenheit darzustellen, gibt man ihnen übermenschliche Größe und überzählige Gliedmaßen. Brahma und Wischnu erhalten vier Köpfe und acht Arme, Siwa bekommt ein drittes, in Mitte der Stirn aufrecht stehendes Auge. Der Gegner Brahma's, der Dämon von Ceylon, wird mit

zehn Köpfen und ebenso viel Paaren von Armen gebildet. Will die indische Phantasie eine kräftige Eigenschaft des Götzen recht hervorheben, dann schenkt sie ihm den Kopf eines Thieres. So gibt sie Wischnu zuweilen das Haupt eines Löwen oder Ebers, Ganesa aber das eines Elephanten.

Aus Stein gebildete Elephanten erscheinen in den Tempeln allerorts: als Träger des Unterbaues, als Thormächter, als Verzierung und als Krönungsglieder. In der über 300 Fuß langen Halle des Tempels zu Madura sind die 128 Pfeiler aus je einem Blocke gemeißelt und mit den schrecklichsten Thiergestalten besetzt, welche sich aufbäumen und auf die Pilger herabzustürzen drohen (vgl. Bild S. 240), um deren Sinn zu beängstigen und zu verwirren. Die großen Thorthürme aller Pagoden sind mit unzähligen Gestalten besetzt und zeigen oft die Geschichte eines Götzen oder eines ihrer berühmten Diener in einer langen Reihe von Sculpturen. Wo sich viele Bildwerke vereint finden, tritt der Gegensatz klar hervor, welcher die indische Kunst theilt und zu keiner harmonischen Entwicklung gelangen läßt. Auf der einen Seite strebt der gutwillige Charakter der Einwohner nach gefälligen Figuren, auf der andern aber treibt die durch den Götzendienst verwüstete Phantasie zur Ungeheuerlichkeit, Sittenlosigkeit und Grausamkeit. In wie trauriger Weise selbst die besten Anlagen der armen Indier ins Fahrenhafte verzerrt sind, beweist das zu Bombay bestehende Altersversorgungspital für krankes Vieh. Die indischen Secten, welche eine Wanderung der Seelen annehmen, lehren, manche seien beim Tode nicht rein genug, um in den Abgrund des Weltalls unterzugehen, wie Seifenblasen in der Luft und Wellen im Meer verschwinden. Sie mühten darum in Thierleiber eingehehen und in ihnen ein neues Leben beginnen. Darum werden Thiere gehegt und gepflegt, während die armen Ureinwohner in die Gebirge verstoßen sind und einem Manne der höhern Rasse nicht einmal vor die Augen treten dürfen.

Aus Liebe zu den Thieren haben reiche Parsi-Kaufleute und Hindu-Millionäre große Summen zum Unterhalt der oben genannten Anstalt gestiftet, die über ein Jahreseinkommen von 180 000 Mark verfügt und im Herzen der Stadt, nicht, wie die Rücksicht auf die Gesundheit der Menschen es verlangte, weit entfernt von den menschlichen Wohnungen liegt. Sie speist und versorgt durchschnittlich 2000 kranke Rinder, 125 alte Pferde, 500 unbrauchbare Schweine und Schafe, nebst zahllosen Katzen, Affen, Ratten, Hühnern, Tauben und Papageien. Obwohl sie nur gestiftet ist, „um altersschwachen und kranken Thieren das Gnadenbrod zu reichen“, kauft mancher gutmüthige Hindu gesunde Thiere, die er vor dem Schlachthaus rettet, und schickt sie dorthin. So erfüllt sich auch hier das Wort des Apostels, der im Römerbrief 1, 22 die Heiden beschuldigt, sich für Weise auszugeben, obschon sie in solche Thorheit verfielen, daß sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Bilde und Gleichnisse der Vögel, der Thiere und Schlangen veraußachten. „Weil sie die Erkenntniß Gottes verwarfen, überließ Gott sie dem verwerflichen Sinn, zu thun, was sich nicht ziemt.“ (Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Im Mai dieses Jahres hielten die Apostolischen Vikare von Mittel-China zu Hankau in Hu-pe eine Synode ab. Bei dieser

Gelegenheit richteten sie ein gemeinschaftliches Danfschreiben an die Directoren des Werkes der Glaubensverbreitung. Wir theilen dasselbe nachstehend um so lieber mit, weil manche Leser der „Katholischen Missionen“ die dortigen Glaubensboten



Eingangsturm des Tempels in Tanjore.

durch Gebete und Almosen unterstützt haben und auch ihnen die Dankesworte der Oberhirten gelten:

„Die Bischöfe und Vertreter von elf Apostolischen Vikariaten, welche zum zweiten Male auf einer Synode zu Han-ku vereint sind, machen es sich von neuem zur Pflicht, Ihnen und durch Ihre Vermittlung allen, welche sich am Werke der Glaubensverbreitung betheiligen, ihren tiefen Dank auszusprechen. Sie sind unsere Wohlthäter, die Gründer und Stützen unserer Missionen.

Wir vertreten hier sieben von den siebenzehn Provinzen, welche das chinesische Reich bilden, und eine Bevölkerung von ungefähr 160 Millionen Seelen, die wir zur Erkenntniß der Wahrheit führen sollen.

Unsere elf Vikariate umfassen eine Gesamtzahl von 170 000 Christen, die sich ziemlich ungleich auf die einzelnen Vikariate vertheilen. Dasjenige, welches die günstigsten Verhältnisse aufweist, zählt auf 1000 Einwohner zwei Christen sechs andere nur einen; in dreien kommt ein Christ auf 2000, ja 3000 Heiden; eines endlich, das erst kürzlich gegründet wurde, hat gar nur einen Christen auf 80 000 Ungläubige.

Nichts verkündet berechter als diese Zahlen, wie viel Gutes in China zu thun ist. Fast kein Land gibt es, wo so zahlreiche Seelen in der Finsterniß und Abgötterei seufzen. Dürfen wir daher nicht von diesem so wohlberechtigten Standpunkte aus die Missionen China's als Missionen ersten Ranges betrachten, als solche, die fast alle anderen durch die Menge der zu rettenden Seelen überragen?

Indes, wie bescheiden und verschwindend klein die Zahl unserer Christen der Schaar der Heiden gegenüber auch sein mag, so ist sie doch ein tröstlicher Beweis dafür, daß die katholischen Missionen, die in diesem weiten Reiche zu lange daniederlagen, zu neuem Leben erstehen und wieder ernstlich in Angriff genommen werden. Was geleistet worden, vor allem seit vierzig Jahren, ist beträchtlich, und selbst die Heiden sind darüber erstaunt. Fast alle alten Christengemeinden haben sich aus der Erschlaffung, einige gar aus den Trümmern, wieder erhoben; zudem sind zahlreiche neue ins Leben gerufen. In allen unsern Provinzen wird jetzt wader an der Ausbreitung des Evangeliums gearbeitet. Wenn auch die Erfolge noch nicht unseren gemeinsamen Wünschen entsprechen, so sind sie doch erfreulich und solb; alles läßt hoffen, daß sie dauerhaft sein und stetig zunehmen werden.

Unter den Ereignissen der letzten Zeit ragen an Bedeutung vor allem die Synodalversammlungen hervor. Sie sind äußerst förderlich für das allgemeine Beste der Christengemeinden und sehr geeignet, die Kräfte eines jeden von uns zu verzehnfachen. Zuerst tritt uns dort freilich leider unsere geringe Zahl, unsere Schwäche, unsere Ohnmacht entgegen. Wo sah man in der That je eine kleinere Armee zahlreicheren Feinden gegenüber? Wir sind nur 250 Priester, Europäer und Eingeborene, und sollen 160 Millionen Ungläubige bekehren und 170 000 Christen im Glauben erhalten. Doch das entmuthigt uns nicht, sondern lehrt uns, auf Gott zu vertrauen, der uns sendet und der allein unsere Stärke ist.

Indem wir mit Freude von der uns verliehenen Vollmacht, zu segnen, Gebrauch machen, erheben wir alle die Hände zum Himmel und flehen für Sie und alle Theilnehmer am Werke der Glaubensverbreitung, daß der Herr Ihnen Ihre Liebeswerke tausendfach vergelte. Möchten wir auch den Segen Gottes für das Werk der Glaubensverbreitung selbst erlangen, daß es

sich mächtig ausdehne und sich überall eines so glücklichen Gedeihens erfreue, wie in dem Lande, welchem es seinen Ursprung verdankt.

Genehmigen Sie diesen schwachen Ausdruck unserer dankbaren Gesinnung, mit dem wir zugleich die Bitte verbinden, uns auch in Zukunft, wo möglich selbst in erhöhtem Maße, Ihre werthvolle und uns so nothwendige Unterstützung angedeihen zu lassen.

Fr. Vincenz Epiphanius Carlassare, aus dem Orden des heiligen Franziskus, Bischof von Madaura, Apostolischer Vikar von Ost-Hu-pe.

Gerald Bray, aus der Congregation der Lazaristen, Bischof von Legio, Apostolischer Vikar von Nord-Kiang-si.

Fr. Ezechias Banci, aus dem Orden des hl. Franziskus, Bischof von Halikarnas, Apostolischer Vikar von Nordwest-Hu-pe.

Simon Volonteri, Bischof von Paleopolis, Apostolischer Vikar von Süd-Ho-nan.

Fr. Alexis Maria Filippi, Bischof von Paneade, Apostolischer Vikar von Süd-Hu-pe.

Valentin Garnier S. J., Titular-Bischof von Titopolis, Apostolischer Vikar von Kiangnan.

Fr. Eusebius Maria Semprini, Bischof von Tiberiopolis, Apostolischer Vikar von Süd-Hunan.

Casimir Vic, C. M., Bischof von Metellopolis, Apostolischer Vikar von Ost-Kiang-si.

Fr. Saturnin de la Torre, aus dem Orden des hl. Augustinus, Apostolischer Provinzial von Nord-Hunan.

A. Hermann, C. M., Abgesandter des Apostolischen Vikars von Tsch-kiang.

J. M. Pére's, Abgesandter von Süd-Kiang-si."

Apostol. Vikariat Kiangnan. P. Froc schreibt aus Si-ta-wei, Weihnachten 1886: „Die Vorsehung weist in diesem Augenblicke unserer chinesischen Mission eine Art apostolischer Wirksamkeit an, die wir nicht erwartet hatten. Wer von uns hätte bei seiner Einschiffung nach Shang-hai denken können, er würde dort noch einmal an der Bekehrung Japans mitarbeiten? Ich will indes nicht übertreiben; aber es ist doch nicht zu verkennen, daß der Anstoß zu einer erfolgverheißenden Bewegung gegeben ist. Urtheilen Sie selbst. Auf die Kunde, daß wir zu Shang-hai eine europäische Schule haben, beschlossen mehrere Japanesen, uns ihre Kinder zuzuschicken, und gegenwärtig wohnen bereits 15 junge Leute in unserm Colleg von Hong-ku. Sie wurden von den Eltern der Obforge des uns sehr gewogenen japanischen Consuls empfohlen. Es ist gewiß eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung, daß diese Kinder, von denen mehrere sehr vornehmen Familien angehören, nicht nach Europa geschickt wurden, um dort ihre Studien zu machen; mit der Wissenschaft hätten sie höchst wahrscheinlich Verachtung, vielleicht gar Haß gegen unsere Religion in ihr Herz aufgenommen. Jetzt ist dagegen eingetreten, was man von vernünftigen und rechtlich gesinnten jungen Leuten in so günstigen Verhältnissen hoffen durfte. Auf mehrere machte nämlich die christliche Religion tiefen Eindruck; sie suchten die Glaubenslehren genauer kennen zu lernen und haben schließlich um die heilige Taufe. Gerade jetzt, am hohen Weihnachtsfeste, haben drei von ihnen dieses heilige Sacrament empfangen. Zwei derselben werden, so Gott will, dereinst in ihrer Heimat eine einflußreiche Stellung einnehmen. Der eine ist der Sohn eines Ministers, und zwar ist diese Würde in der Familie erblich;

es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er in nicht gar ferner Zukunft einen hohen Posten bekleiden wird; er ist jetzt etwa 20 Jahre alt. Der andere ist der Sohn des Statthalters einer Provinz; auch er wird wahrscheinlich durch den Einfluß seines Vaters dereinst mit einem wichtigen Amte betraut werden. Da man nicht recht wußte, ob es mit Rücksicht auf ihre Familien gerathen sei, sie ohne weiteres zur Taufe zuzulassen, wandte man sich an den japanischen Consul, mit dem wir in den freundlichsten Beziehungen stehen. Seine Antwort lautete: „Es ist nichts zu fürchten; ich nehme den Eltern gegenüber alle Verantwortlichkeit auf mich.“

Es scheint fast, als ob die Vorsehung uns gerade jetzt neue Hilfe zu einem ersprieglischen Verkehr mit so wohlgesinnten Leuten habe zufenden wollen. Vor kurzem ist nämlich aus Japan selbst ein junger Mann zu uns gekommen, um sich in unsere Gesellschaft aufnehmen zu lassen. Wenn der Eintritt wirklich erfolgt, so wird er — seit der Wiederherstellung des Ordens — der erste japanische Jesuit sein. Ich will Ihnen den ganzen Hergang kurz erzählen. Eines schönen Tages klopfte ein Japaner in Nationaltracht an der Thüre unseres Collegs. Man fragt, wer er sei und was er wünsche, ob er vielleicht die Anstalt zu sehen verlange. „Nein,“ war die Antwort, „ich komme direct aus Japan, und wenn man mich annimmt, so will ich Jesuit werden.“ Er hatte sich vor längerer Zeit, in Folge der Lesung religiöser Bücher, ohne weitere menschliche Dazwischenkunft, allein von der Gnade geleitet, zum Christenthum bekehrt, war später in das Seminar seiner Heimat eingetreten und hatte dort, ich weiß nicht wie, vernommen, daß zu Shang-hai Brüder des hl. Franz Xaver seien. Bald war sein Entschluß gefaßt. Er machte sich auf den Weg hierher und bat bei uns um die Aufnahme. Bevor man ihm jedoch eine Antwort zu theil werden ließ, wurden in Japan nähere Erkundigungen über ihn eingezogen und die Zustimmung seines Bischofs nachgesucht. Die Antwort lautete recht günstig. Darauf wurde er in das Priesterseminar aufgenommen, und dort studirt er jetzt Philosophie. In einem oder in anderthalb Jahren soll hier ein Ordensnoviziat eröffnet werden, und dann wird er mit mehreren anderen, welche sich um die Zulassung beworben und sie erhalten haben, in dasselbe eintreten.

Bereits hat sich an einem neuen Beispiele gezeigt, wie nützlich er hier verwendet werden kann. Gerade dieser Tage haben zwei vor kurzem aus Japan herübergekommene Bonzen ihren Einzug in Si-ka-wei gehalten. Und was suchen sie denn hier, diese Bonzen? Nun, sie suchen Gott und die wahre Religion. Sobald sie vor drei Tagen in Shang-hai ans Land gestiegen waren, haben sie sich, ohne sich um ihre Standesgenossen, die daselbst eine Pagode haben, zu kümmern, so gut sie konnten erkundigt, wo der „Tempel des Herrn des Himmels“ sei; schließlich hat man sie zu unserem Colleg von Hong-keu geführt, und von dort kam P. Moisan alsbald nach Si-ka-wei herüber, um zu fragen, ob wir ihnen nicht Aufnahme in das Colleg gewähren könnten. Bereitwilligst wurde dem Wunsche entsprochen. Bereits haben die beiden ihren Bonzenanzug abgelegt, und diesen Morgen habe ich sie, an der Seite ihres Landmannes, unseres oben erwähnten Seminaristen und, wie wir hoffen, künftigen Mitbruders, andächtig der heiligen Messe beiwohnen sehen. Aber was hat sie denn hierhergeführt? Ich will Ihnen einfach — unter Vorbehalt — erzählen, was man mir erzählt hat. Als der eine von ihnen zehn Jahre alt war, erlärte er seinen Eltern fest und entschlossen, er wolle Christ

werden. Ohne weitere Antwort schickten ihn diese in ein Bonzenkloster, wo er strenge bewacht wurde. Aber es war unmöglich, den Knaben in seinem Entschlusse wankend zu machen. Von der göttlichen Gnade gestärkt, harrete er zehn Jahre aus. Von Zeit zu Zeit wurde er von seinem Oheim, der bereits Christ war, zur Ausdauer ermuntert. Es gelang ihm sogar, auch einem andern jugendlichen Bonzen, der aber vermuthlich ebenso wenig wie er selbst aus Neigung diesem Stande angehörte, Liebe zum Christenthume einzusflößen. Endlich bot sich ihnen Gelegenheit, zu entkommen. Sie benützten dieselbe, um sich nach China zu begeben und dort des ersehnten Glückes theilhaftig zu werden. Sie sehen, an ernstem Willen fehlt es ihnen nicht. Ihre Bekehrung könnte auch für manche ihrer Landsleute mit Gottes Gnade von segensreicher Wirkung sein.“

Vorderindien.

Bischof Puna. P. Willy setzt in dem folgenden Berichte die Erzählung seines Besuchs der Missionen von Dharwar fort (vgl. oben S. 218):

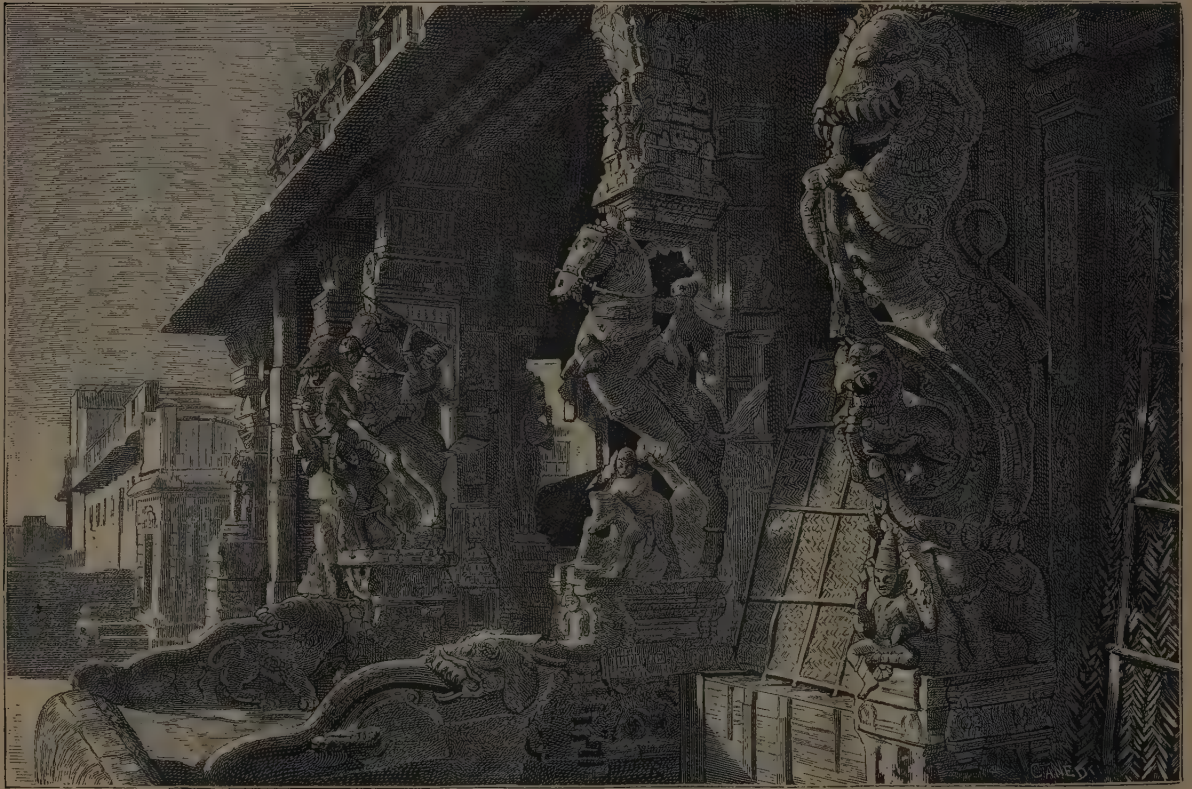
„Nach Tumaricop. Ein leichtes Unwohlsein hielt mich einige Tage in Dharwar fest. Am Freitag 2 Uhr ging's auf dem Ochsenwagen nach Tumaricop, einem Landflecken mit etwa 1200 Einwohnern, von denen etwas über die Hälfte Katholiken sind. — Die ganze Bevölkerung treibt Ackerbau, mit Ausnahme der Schäferkaste, welche sich dort angesiedelt hat. Nach einer Fahrt von 22 Meilen über Berg und Thal kamen wir abends 9 Uhr an. Die Leute, von unserem Besuch unterrichtet, hatten die Musikbände des nächsten Fleckens bestellt, um uns einen würdigen Empfang zu bereiten; denn ohne Lärm und lautes Treiben gibt es hier zu Lande keine Feier. Da wir aber so spät in der Nacht anlangten, hatten sich die Virtuosen bereits nach Hause begeben. Vielleicht auch glaubten sie, es sei uns irgend ein Unfall zugestoßen; ist es doch keine Seltenheit, daß z. B. die Ochsen stürzen, oder die Deichsel bricht. Der wirre Lärm von hundert tüchtigen Rehlen, das verworrene Geschrei von Alt und Jung ersetzten die Musikanten vollkommen, und so zogen wir bei Jackelschein, von der lärmenden Menge begleitet, im Triumph in Tumaricop ein. Aller Augen waren begierig, den alten Swamy (Lehrmeister) zu sehen. Der Rest der Nacht war sehr kurz. Man muß da, ob man will oder nicht, früh aufstehen. Beim ersten Hahnenruf erheben sich diese Leute vom Boden (Betten haben sie nicht). Ihr erster Gedanke nach dem Kreuzzeichen ist der Swamy; den müssen sie sich doch recht ansehen. Es wäre aber gegen die Etikette, den Swamy schlafend anzutreffen. Nach ihrer Ansicht hat der Swamy keine natürlichen Gebrechen oder Nothen. Ringsum, durch jede Oeffnung und Spalte, wird der Swamy beobachtet; wer zu klein ist, um bequem den großen Herrn zu betrachten, springt in die Höhe, um wenigstens für eine Sekunde das Glück eines Blickes zu genießen. Um 4 Uhr beginnt der Katechist in der Kirche die Morgengebete, die wenigstens eine Stunde dauern. Dann wird der Angelus geläutet, hieran schließt sich die heilige Messe, während welcher die Messgebete vom Katechisten und Volke in ihrer Muttersprache abwechselnd gebetet werden. Die Leute nennen es singen. Ohne diesen Singsang wird nichts gelernt, nicht einmal das ABC in den Schulen. Ich wollte mir einmal das Dorf ansehen, um zu wissen, wo die Katholiken wohnen. Wir zwei Patres machten also die Runde unter obligater Begleitung der Katholiken. Diese haben ihre Häuser eng bei

einander, meistens getrennt von den Heiden. Die Leute kamen aus ihren Häusern heraus, warfen sich vor uns nieder auf den Boden und küßten unsere Füße. Selbst die Mütter mit den Säuglingen auf dem Arme kamen dieser Ceremonie nach.

Es gibt vier, vielleicht fünf Kasten unter unseren Christen: die Schäferkaste, die Mharatta-, Rajput-, Goanese- und Madrasskaste. Die Trennung der einzelnen unter sich ist bei unseren Christen nicht besonders strenge und beschränkt sich meist auf die Ehe. Es darf nach den Regeln der Kasten niemand aus der einen in eine andere heiraten. Eine Ausnahme von der Ebenbürtigkeit macht die Kaste der Madrasss. Diese werden außer ihrer Kaste als Parias angesehen, und man darf mit ihnen nicht essen, wohl aber verkehren. Sie bewohnen ein eigenes Viertel

des Dorfes, getrennt von den Kaufleuten. — Es waren sehr wenige von der Schäferkaste anwesend in Tumaricop, als wir dort auf Besuch waren. Die Leute hatten sich nämlich nach allen Gegenden hin zerstreut, ehe die Kunde von unserem Besuche ankam, sonst wären sie sicher geblieben.

Tumaricop hat zwei Kirchen und außerdem einen erbärmlichen Platz, welchen man das Gotteshaus der Madrasss nennt. Daß zwei Kirchen sich dort befinden, hat seinen Grund in dem Schisma von 1848. Früher gehörten die Katholiken in Tumaricop alle zu einer Jurisdiction, die Gläubigen versammelten sich in einer Kirche, der goanesischen. Als aber das Schisma ausbrach, scharten sich die vier Familien von Goa und all die Madrasss auf die Seite Goa's; das Concordat von 1857

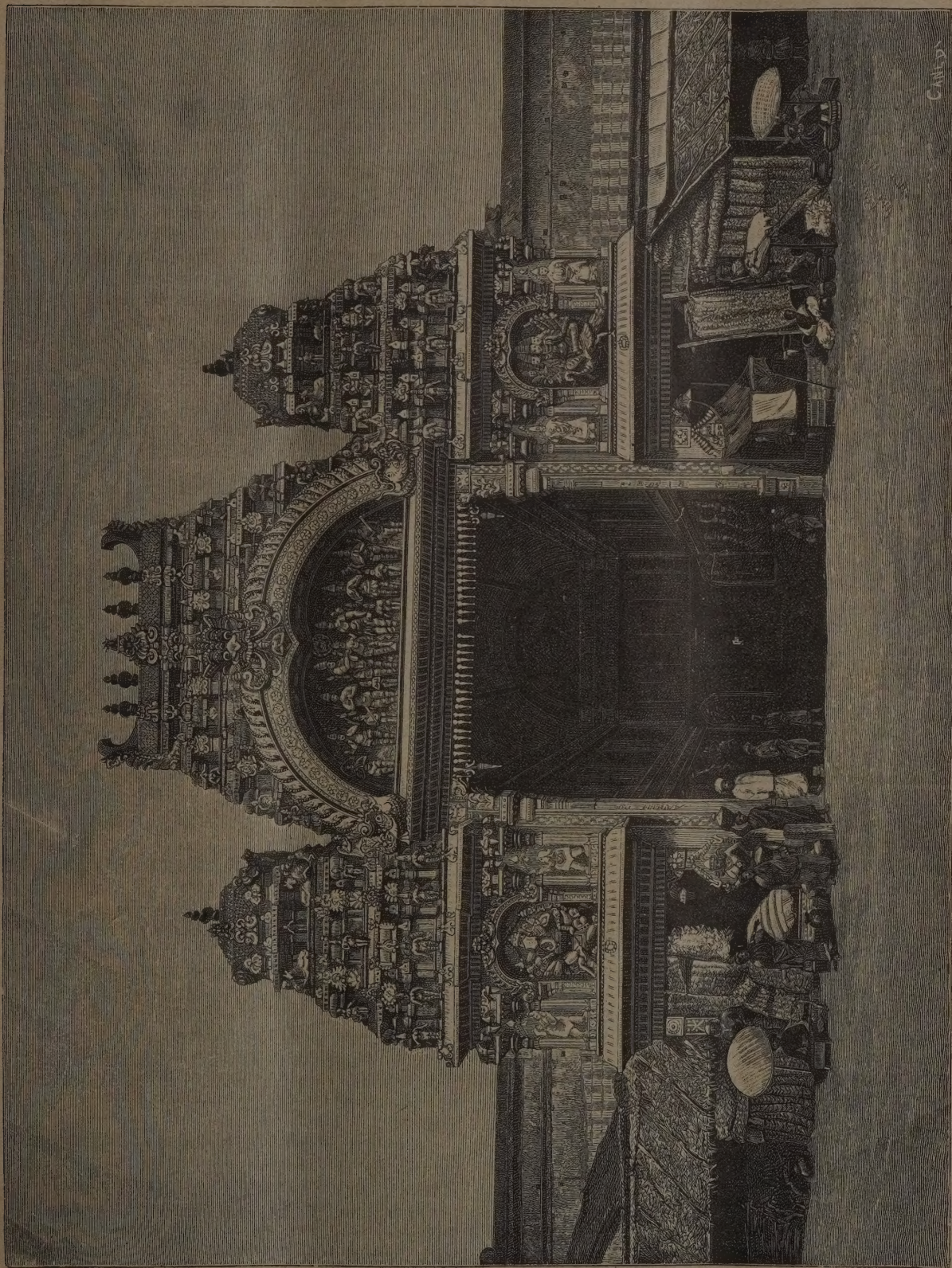


Pfeiler der großen Pagode zu Madura.

ratificirte den Uebertritt. Jetzt aber soll es wiederum nur eine Jurisdiction in Tumaricop geben. Bisher haben sich die Leute jedoch noch nicht unterworfen, aus Furcht, wie sie sagen, daß die Bestimmungen des Concordats auf sie wieder rückgängig gemacht würden, wie das an anderen Orten geschehen sei. Die goanesischen Priester verließen mit einer Ausnahme die Gemeinden, ohne die Gläubigen über die Aenderung zu unterrichten. Viel Unheil kann daraus entstehen wegen der Einfalt der Leute. Doch wir behandeln sie, als hätten sie sich unterworfen, und ignoriren einfach ihren kaum zurechnungsfähigen Ungehorsam. Sie begrüßten uns übrigens mit aller Ehrfurcht, kamen aber am Sonntage nicht zur heiligen Messe. Die übrige Zeit unseres Aufenthaltes in Tumaricop verwandten wir, wie

gewöhnlich, auf den Unterricht der Kinder. Besonders warnten wir vor freundschaftlichen Verbindungen mit den Heiden und vorzüglich mit einer excommunicirten katholischen Familie, die verstockt bleibt in ihrem Vorhaben, an Sonntagen wie an anderen Tagen arbeiten zu wollen. Am Montag zogen wir wieder ab, nach Dharwar.

Von Dharwar nach Belgaum. Am Donnerstag nachts ging es mit der Eisenbahn nach Belgaum. Diese blühende Station ist nun nach den letzten Decreten des Heiligen Stuhles endgiltig an die Erzdiocese Goa übergeben. P. Kreuzer, der frühere Militärkaplan, fährt indessen fort, auf die Bitte des Erzbischofs von Goa, das Amt zu versehen, bis ein Priester aus Portugal, des Englischen mächtig, ihn ablösen kann. Ich



Eingang zur Pagode von Mucasthi.

CANEY

konnte bloß eines constatiren, daß der Erzbischof ein wahrhaft königliches Geschenk antritt. Die Gebäude allein (Convent, Schulen, Armen- und Aussätzigenhäuser), die seit 1853 dort hergestellt waren, haben einen Werth von 40 000 Rupien (80 000 M.); dazu kommen noch gegen 2500 Rupien Kapitalien, die der Missionär meistens von Europäern gesammelt hatte, um seine Armen und Aussätzigen, gegen 19 bis 23 Leute beiderlei Geschlechts, nicht darben zu lassen, im Falle daß die monatlichen Sammlungen nicht ausreichten.

Der hochw. Herr Bischof von Puna trägt sich mit dem Gedanken, wenigstens an drei neuen Punkten, Halgal — Tumaricop — Gulegub, Priester anzustellen. Es sind dies wahre Sammelpunkte für die umliegenden Dörfer; in jedem derselben wohnen, wie gesagt, einige Christen. Dharwar ist zu weit davon entfernt, und es wird Arbeit genug geben, die zwei Gemeinden von Hubli und Guday mit den in der Nähe liegenden Gemeinden zu pastoriren. In jeder der drei neuen Stationen leben Katholiken in bedeutender Anzahl. Halgal mit Alawer (6 Meilen davon entfernt) hat an 1100, Tumaricop über 600. Eine neue Gemeinde, Gulegub, zählt bisher zwar nur gegen 74 Katholiken, ist aber im Wachsen begriffen. Um nun ein reges katholisches Familienleben einzuführen, das sich wie in den Bauerngemeinden Deutschlands und der Schweiz von Eltern auf Kinder vererbt und als hergebrachte Sitte in den Familien sich erhält, ist es wohl nothwendig, daß ein Missionär an Ort und Stelle weilt und mit eigenen Augen das Leben und Treiben der Leute bewacht, um schlechte Gewohnheiten, besonders aber gläubische Gebräuche, denen die Eingeborenen sehr zugethan sind, fernzuhalten. Freilich wäre zu wünschen, daß eigentliche Missionäre das Land durchkreuzten, von Dorf zu Dorf eilten, um überall Gottes Wort zu verkünden; zumal da gute Hoffnungen auf Bekehrung der Heiden vorhanden sind. Doch das würde viele, viele Missionäre verlangen, über die wir auf Jahre hinaus nicht verfügen können. Jedenfalls würde es bei der oben projectirten Einrichtung immerhin möglich sein, daß der residirende Missionär 6 Monate im Jahr eigentliche Bekehrungsversuche bei den umliegenden Heidenbüchern seines Bezirkes unternähme, ja sogar länger sich dort aufhielte, und für eingehenderen Unterricht sorgte, wo die Gnade Gottes die Herzen der Heiden erleuchtet. Anhaltspunkte hierzu bieten gerade die einzelnen katholischen Familien, welche in den verschiedenen Dörfern ihren Wohnsitz haben. Sind einmal die Katholiken der Centrumstation zu eifrigen, praktischen Christen herangebildet, so werden diese gerade sehr nützliche apostolische Gehilfen werden. Es lassen sich auch aus der Jugend dieser Katholiken Katechisten heranbilden und selbst im Laufe der Zeit Cleriker.

Sw. Hochw. können aus dem Gesagten ersehen, daß die besten Aussichten für die Mission von Dharwar bestehen; ein großes und lohnendes Arbeitsfeld liegt vor uns ausgebreitet, aber wann wird es uns möglich werden, den Samen auszustreuen, die Ernte einzusammeln? Alles bleibt ein süßer Traum, Stoff für poetische Schilderungen, wenn uns die zwei nothwendigen Dinge fehlen: Missionäre und Geld. Das leidige Geld kommt da immer und immer wieder in den Vordergrund. Der Missionär muß sich kleiden, muß essen und schlafen, wenigstens so ärmlich, wie der ärmste Indier. Das Landvolk ist sehr arm, kann kaum sein eigenes Dasein fristen, und unser Arbeitsfeld ist gewöhnlich wie seit den Zeiten des hl. Johannes des Täufers: den Armen wird das Evangelium verkündigt. Von dieser Seite her läßt sich also keine Hilfe erwarten. Gibt es doch Fälle,

wo man dem durstigen Missionär selbst einen Trunk Wasser verweigert, um ihn zu zwingen, sich aus dem Dorfe zu entfernen.

Das zweite ist, wie Sw. Hochwürden sehen, Mangel an Missionären: „Der Arbeiter sind wenige“, ist der alte Refrain, aber unglücklicherweise hier besonders. Die Ausdehnung der Mission erstreckt sich über zwei Collectorate, Dharwar und Bejapur, mit einer Einwohnerzahl von etwa 2 Millionen, auf einem Flächenraum von etwas über 10 000 Quadratmeilen. Was sind 4 oder 5 Missionäre für diese Strecke? was 2 Missionäre, wie wir jetzt sind? Wer fählt in sich den Beruf, das Feld zu übernehmen? An Kreuz und Strapazen aller Art fehlt es hier nicht; die Gelegenheit ist da, unserm Heiland möglichst ähnlich zu werden und sich auszuzeichnen in seiner Nachfolge. Hunger, Durst, knappe Nahrung, an die man sich vorläufig gewöhnen muß, Nachtruhe unter einem Baume, wenn's gut geht auf dem Boden einer Hütte, Entmuthigung bei geringen Resultaten: sind das nicht die Einladungen, die an uns aus den Betrachtungen vom Reiche Christi und von den beiden Fahnen ergehen?

Das Babel der Sprachen ist natürlich ein weiterer Uebelstand in diesem Lande von gemischten Nationalitäten. Doch das ist eine Schwierigkeit, die sich überwinden läßt. Sind wir im Stande, unsere Erziehungsanstalten zu besetzen, d. h. würden mehrere hierher auf dieses Missionsfeld kommen, so könnte manchen davon die Gelegenheit geboten werden, in 6 Monaten mit den Leuten zu verkehren. Denn Gott hilft ja auch dem guten Willen. Der alte Gott lebt noch.

Ich werde Sw. Hochwürden nächstens, nach meiner Visite zu Kenab bei Ahmednagar und im Lande Sind, den Stand meiner Mission umständlich auseinandersetzen. Die Heidenbekehrungen in Kenab gehen ihren regelmäßigen Gang — monatlich verzeichnet mir der dortige Missionär, ein einheimischer Welpriester, Tausen von Heidenkindern. Doch mehreres davon nächstens.“

Südamerika.

Patagonien. Herr Dominikus Milanefio aus der Congregation der Salesianer berichtet aus Chile über einen traurigen Unfall, der seinen Bischof, Msgr. Tagliero, auf einer Missionsreise betroffen:

„Unsere Mission in den Einöden Patagoniens hatte vier Monate gewährt und mit Gottes Segen reiche Früchte getragen. Wir hatten Negro Muerto, Choel-Choel, Chichinal, S. Flora, Roca und Las Cavañitas am Ufer des Rio Negro besucht. Sodann waren wir 90 Meilen den Neuquen und Rio Negro entlang gezogen, um zwei neue Stationen zu Codihue und Morquin zu gründen. Dort, am Fuße der Cordilleren, hatte Msgr. Tagliero ein Kapellchen zu Ehren der hl. Rosa eingegnet, P. Panaro soll hier den Dienst versehen. Im ganzen betrug der Weg unserer apostolischen Wanderung 250 Meilen; jedem Stamme, den wir trafen, verkündeten wir die frohe Botschaft des Heiles; überall wurden wir mit Freuden aufgenommen.“

Am 2. März schlossen wir die Mission von Malbarco. Zwei Stunden nach Mittag begaben wir uns auf den Weg, um in Chacay Mei-hue, das 7 Meilen höher liegt, die gleiche Thätigkeit zu beginnen. Bis jetzt hatten wir uns ausschließlich sanfter Reithiere, deren Charakter uns wohl bekannt war, bedient; allein da dieselben sehr abgemagert und matt waren, ließen wir sie zurück und nahmen von unseren Gastfreunden mit herzlichem

Dank frische Pferde. Der Bischof indes schien ein Unglück zu ahnen; denn nur ungern wollte er sich des neuen Thieres bedienen. Unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau setzten wir uns in Bewegung. Herr Lucas Becerra, unser zuvorkommender Wirth, ließ es sich mit acht anderen Kolonisten nicht nehmen, den Bischof und seine Missionäre bis auf den halben Weg zu begleiten. Drei Viertelstunden ritten wir den Rio Nehueve entlang, ehe wir ihn auf einer Furth übersehn konnten. Dann ging es aufwärts über steile Pfade. Oben fanden wir in reizender Lage bei kühlem Wasser eine verlassene Hütte, in der wir uns für die Nacht einrichteten. In der Morgendämmerung nahmen Herr Lucas und fünf seiner Gefährten Abschied, die drei anderen wollten uns bis zur nächsten Mission das Geleite geben. Ein Kuhhirte aus den Anden war unser Führer; chilenische Kaufleute, die bei den armen Bewohnern ein kleines Geschäft zu machen hofften, hatten sich der Reisegesellschaft angeschlossen. Weiter eilten wir die Höhe der Mala-Cuhuello hinan; nur Msgr. konnte sich trüber Ahnungen nicht entschlagen. Kaum hatten wir zwei Meilen zurückgelegt, da ging sein Sattelsattel los und schlug heftig in die Seiten und um die Füße des Pferdes. Das Thier scheut, wird unruhig, bäumt sich und jagt dann in wildem Galopp über den jähen, steinigten Pfad längs den grausigen Abgründen.

Sie können sich unsere Angst denken; hinter ihm drein sprengen, hätte unfehlbar das wilde Thier nur noch wüthender gemacht. Wir hielten den Athem an und beteten aus Herzensgrund für die Rettung unseres Bischofes. Dieser hatte, Gott sei Dank, seine volle Besinnung bewahrt. Er empfahl sich dem Schutze Mariens und sprang aus dem Sattel. Zum Glück hatte er eine weniger gefährliche Stelle gewählt, sonst wäre er sicher des Todes gewesen. Im Nu waren wir an seiner Seite. Unter tausend Fragen suchten wir ihn aufzurichten; es dauerte jedoch mehr denn zwei Stunden, ehe er uns zu antworten vermochte. Die erste Sorge des Oberhirten, als er wieder zu sich kam, war die, seine Umgebung zu beruhigen. „Nada, Nada, es ist nichts“, war sein Trost. Als er bemerkte, wie heftig Don Milanesio weinte, sagte er: „Warum so untröstlich, Don Milanesio, wollen Sie mich glauben machen, ich sei verloren? Nur zwei Rippen von allen gebrochen, das ging doch noch gut ab! Man lebt auch so noch mit einer oder zwei weniger. Muth! Muth! das geht wieder vorbei.“ Dann setzte er hinzu: „Der liebe Gott hat es so geschickt, er sei gepriesen, sein heiliger Wille geschehe. Maria von der immerwährenden Hilfe, bitte für mich.“ Je mehr der Verwundete zu sich kam, desto fühlbarer machten sich die Schmerzen; wir bereiteten ihm so gut es ging ein Lager aus unseren Pferdebedecken und betteten ihn darauf. Sofort ritt einer der vier Kolonisten nach, welche sich vor kurzem verabschiedet, um ihnen Kunde von dem Unglücke zu bringen. Bald nachher waren sie sämmtlich zurück. Der Schmerz der guten Männer beim Anblicke ihres leidenden Oberhirten war

groß, namentlich Herr Lucas Becerra konnte sich der Thränen nicht erwehren. Der Bischof versuchte ihn zu trösten; er nahm ihn freundlich bei der Hand und sagte lächelnd: „Mein lieber Herr Lucas, könnten Sie nicht in der Nähe einen Schmied aufreiben?“

Verwundert ob dieser Frage versetzte der Angeredete: „Das dürfte schwer halten, indes unmöglich ist es nicht; aber was wollen Ew. Gnaden mit dem Schmiede?“ — „Das ist doch einfach, er soll mir meine zwei Rippen wieder an die rechte Stelle setzen.“ Bei solchen Gesprächen hätte man nicht glauben sollen, welch heftige Schmerzen der Bischof auszustehen hatte.

Es war schon 8 Uhr morgens, die Sonne brannte schon heftiger, da trugen wir Msgr. behutsam in den Schatten eines Felsens, während einige wohl 2 Meilen weit her Wasser holten. Um die Schmerzen des Verwundeten zu lindern, befeuchteten wir die leidenden Stellen mit unserem Meßweine. Der linke Lungenflügel hatte offenbar gelitten. Ich ließ den Kranken einige Schluck Wein nehmen, was ihn sichtlich stärkte. Inzwischen hielten wir Rath über die nächste Zukunft. Der hochw. Herr konnte unmöglich hier bleiben, wo es an allem zu seiner Pflege gebrach. Wir suchten das frömmste Thier unter unsern Pferden aus und hoben den Bischof darauf. Vor ihm saß einer unserer Begleiter, zu beiden Seiten schritten zwei andere, während ich das Thier sachte am Zügel führte. Der Abstieg verursachte dem Verwundeten neue Qualen. Unablässig rief er in den heftigen Schmerzen die heiligen Namen an. Als wir den Neuzug erreicht hatten, verließen den Bischof die Kräfte; seine tiefen Seufzer zerschnitten uns fast das Herz. „Es geht gut, allein die Lunge will nicht recht arbeiten“, sagte Msgr. ganz ergeben. Es war hohe Zeit, daß wir uns bald menschlichen Wohnungen näherten, sonst wäre der Bischof erlegen. Im Hause des Herrn Lucas hatte die besorgte Frau alles zur Aufnahme des Kranken hergerichtet. Während wir abwechselnd Tag und Nacht bei dem Oberhirten wachten, verschafften ihm die einfachen Mittel des Hausherrn eine wunderbare Linderung. Am ersten Tage hatten wir einen Expresßboten nach Chile abgeordnet. Derselbe sollte von den Franziskanern in Chillan die unentbehrlichsten Arzneien bringen. Der Bote legte den Weg in 10 Tagen zurück und kam Dank der Güte der Patres reich beschenkt zurück. Indessen erholte Msgr. sich langsam. Täglich kamen die Eingeborenen schaarenweise, um sich nach ihrem Vater zu erkundigen und ihm Geschenke zu bringen.

Am 12. März erhob sich der Kranke zum erstenmale, Tags darauf an einem Sonntage ließ er sich nicht abhalten, einigen 20 Personen die heilige Firmung zu spenden. Am Feste Mariä Verkündigung feierte Msgr. Cagliero seit seinem Sturze wiederum das erste heilige Meßopfer, reichte 18 Personen die heilige Communion und firmte 11 weitere. Diese Anstrengung ermüdete ihn jedoch so, daß er sich abermals zu Bette legen mußte.“

Miscellen.

Die kirchliche Hierarchie in Ostindien. Durch die Convention vom 23. Juni 1886 zwischen dem Heiligen Stuhle und der portugiesischen Regierung und das Apostolische Schreiben „*Humanae salutis auctor*“ vom 1. September desselben Jahres erhielt bekanntlich die katholische Kirche in Ostindien eine ganz

neue Organisation. Durch die Convention wurde das portugiesische Patronat in Indien auf einige Cathedralkirchen eingeschränkt und erhielt die Kirchenprovinz Goa eine neue Circumscription. Außer der Diocese Macao in China wurden unter die Jurisdiction der Metropole Goa die indischen Bisthümer

Daman (dessen Bischof zugleich den Titel eines Erzbischofes von Cranganor führen sollte), Cochin und St. Thomas von Meliapore gestellt. Durch das Apostolische Schreiben hingegen wurden alle Vikariate (Präfecturen) Erzbisthümer oder Diöcesen. Zu ersteren gehörten Colombo, Verapoly, Pondichery, Madras, Bombay, Calcutta und Agra, zu letzteren Dschaffnapatam, Ranny, Madura (Tritschinopoly), Meissor (Bangalore), Coimbatore, Madras, Mangalore, Puna (Dehkan), Hyderabad, Vizagapatam, Centralbengalen (Dschessore), Ostbengalen (Dhaka), Patna (Allahabad) und Lahore (Pandschab-Raschmir).

Eine weitere Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse geschah durch das Decret der Propaganda vom 29. Mai 1887 „Post initam“ und zwar in doppelter Hinsicht: erstens durch Bildung von Kirchenprovinzen und zweitens durch neue Grenzregulirung.

a) Die Kirchenprovinzen in Ostindien.

Durch das erwähnte Decret wurden die sieben nicht zum portugiesischen Patronat gehörenden Erzbischofen Metropolen von Kirchenprovinzen.

1. Die Metropole Colombo erhielt die Suffraganbisthümer Dschaffnapatam und Ranny;

2. die Metropole Verapoly das Suffraganbisthum Quilon;

3. die Metropole Madras die Suffraganbisthümer Hyderabad und Vizagapatam;

4. die Metropole Pondichery die Suffraganbisthümer Mangalore, Tritschinopoly, Coimbatore und Meissor (mit der bischöflichen Residenz in Bangalore);

5. die Metropole Bombay das Suffraganbisthum Puna;

6. die Metropole Agra die Suffraganbisthümer Allahabad und Lahore;

7. die Metropole Calcutta die Suffraganbisthümer Rishnagore (früher Centralbengalen) und Dhaka.

b) Neue Grenzregulirung:

1. Die Erzbischofe Goa erhält von der Diöcese Puna das Dekanat (Varado) Savantwari und die in der Stadt Puna gelegene Kirche der Unbesetzten Empfangniß.

2. Mit der Diöcese Meliapore wurden außer den schon in der Convention aufgezählten Kirchen noch fünf andere bisher zur Erzbischofe Madras gehörende Kirchen vereinigt (nämlich Domina Nostra a Refugio, Domina Nostra ab Assumptione, S. Joannes de Rayapabram, S. Antonius und SS. Cor Jesu de Budupeth).

3. Das bisher zur Erzbischofe Madras gehörige Gebiet zwischen dem Kistna und Tunga-Budra, das in politischer Hinsicht zum Staate Hyderabad gehört, wird mit der Diöcese Hyderabad vereinigt.

4. Von der Diöcese Allahabad wird das Gebiet Ritim, ein Theil des Districtes Dudschiling, der District Burneah und das nördliche Ende von Southals-Pergunnahs abgezweigt und mit der Erzbischofe Calcutta vereinigt.

Weitere territoriale Aenderungen stehen noch aus, so z. B. welche Orte der Erzbischofe Verapoly und der Diöcese Quilon zu Cochin geschlagen werden sollen, und die Grenze zwischen den Diöcesen Meliapore und Tritschinopoly. Dasselbe Decret erwähnt, daß die Bevölkerung der durch das Apostolische Schreiben „Humanae salutis auctor“ aufgehobenen Präfectur Pondichery, welche für die französischen Colonien in Indien seit dem Jahre 1828 bestanden hatte, unter die Jurisdiction des Erzbischofes von Pondichery gekommen sei.

Für Missionszwecke.

Für die ärmlichsten Missionen:	Mar.	Für nothleidende Missionspriester zur	Mar.	Für das Missionshaus in Stehl:	Mar.
Von M. A. „Herr, Dein Wille geschehe“ . . .	16.20	Perkolirung von H. Messen:		Von zu in Jerlöhn . . .	25.—
Von St. Peter . . .	25.—	Durch J. Höfer, Kaplan in Gensfeld . . .	199.43	Von Stadtpfarramt Dintelsbühl . . .	10.—
Von M. A. aus R. . .	40.—	Durch A. Meiner in Jottwig . . .	24.—	Für den Einheits-Jesu-Verein:	
„Gott schütze uns“ . . .	8.12	Durch M. J. . .	17.—	Von Reb. B. Glakamp, St. Francis, Wis. . .	9.—
Durch die „Stella Matutina“ in Feldkirch . . .	15.—	Durch Hfr. Wischele in Kleinweiler . . .	20.60	„Ad majorem Dei gloriam“ . . .	200.—
Für die Missionen in China, Tongking		Durch Kaplan Lorinser in Zeitung . . .	38.—	Durch das Missionshaus Stehl . . .	5.—
und Indien:		Von + Maria Kötter in Agham . . .	10.—	Für den Bonifacius-Verein:	
Von Kaplan Appenkamp in Münster i. B. . .	100.—	Von Notar Franzen in Trier . . .	78.—	Aus Gupen . . .	30.—
Von Hfr. St. in Seidwitz . . .	10.—	Von P. Leonard in Bieherbeide . . .	59.—	„Für das Seelenheil meiner Familie“ . . .	32.40
Von P. J. Springer, Hfr. in Lissa . . .	6.45	Von Hfr. Balhaus in Wayerhöfen . . .	115.—	Für Kostauf und Unterhalt von Heiden-	
Von C. G. in Maltersdorf . . .	50.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		kindern:	
„H. A. Fr. vom heiligsten Herzen, bitte für uns“ . . .	10.—	(Eubatrilla):		Durch die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn . . .	19.80
Von den Vorküsterinnen in Grulich . . .	100.—	Von C. M. in Trier . . .	5.—	„Ad majorem Dei gloriam“ . . .	200.—
Von R. St.: In honorem S. Luciae . . .	97.65	„S. Aloysi, ora pro nobis“ . . .	2.—	Von Cooperator Haller in Landshut . . .	20.—
Von J. B. in Würtenhof, öffent. Schl. . .	9.72	Von zu in Jerlöhn . . .	25.—	„Für das Seelenheil meiner Familie“ . . .	48.60
Von Ungenannt, Frauenburg . . .	400.—	Durch die „Stella matutina“ in Feldkirch . . .	4.—	Von P. G. . .	62.50
Von Ungenannt . . .	100.—	Für die Missionen in Afrika:		Für Kostauf und Unterhalt von Regent-	
Von Frau D. aus Maria-Bauch für Puna . . .	200.—	Von Ungenannt in Frauenburg . . .	100.—	kindern:	
Von D. Fuchs in Bergham, Minn. . .	82.—	„Für das Seelenheil meiner Familie“ . . .	16.20	„Ad majorem Dei gloriam“ . . .	200.—
Von M. A. in Grulich, Böhmen . . .	15.—	Für das Missionshaus Stehl . . .	3.—	Pro Papa:	
Von M. G.: In honorem SS. cordis Jesu . . .	10.—	Für die Missionen in Australien:		Von Henriette Döhning, Würzburg . . .	6.50
Von zu in Jerlöhn . . .	25.—	Von zu in Jerlöhn . . .	25.—	Für verschiedene Zwecke:	
Von Reb. C. J. A.: „Disconfini“ „Ex voto“ . . .	20.50	Für die deutsche Josephs-Mission in		Von Adolf Schürmeier in Konstanz . . .	30.05
„Für das Seelenheil meiner Familie“ . . .	64.80	Paris:		Von Ungenannt aus Engelberg . . .	1.60
Von St. A. B. G. . .	14.—	Aus dem Kloster in Offenburg . . .	10.—	Durch den „Leo“ in Paderborn . . .	30.80
Für die Missionen in Palästina:		Von Beinhöfer Koller in Ingolstadt . . .	10.—	Durch P. G. . .	8.—
Von Erzpriester Gottwald in Grünhof . . .	20.—	Für nordische Missionen:		Durch Dr. Bingsmann in Köln . . .	12.30
		Von zu in Jerlöhn . . .	20.—	Von H. Otter in Aachen . . .	400.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **J. F. Sutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Reaktionschluss und Ausgabe: 15. October 1887.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.